R

m

~~Borussf. 65 m~~
Bor. 65 b -1

R

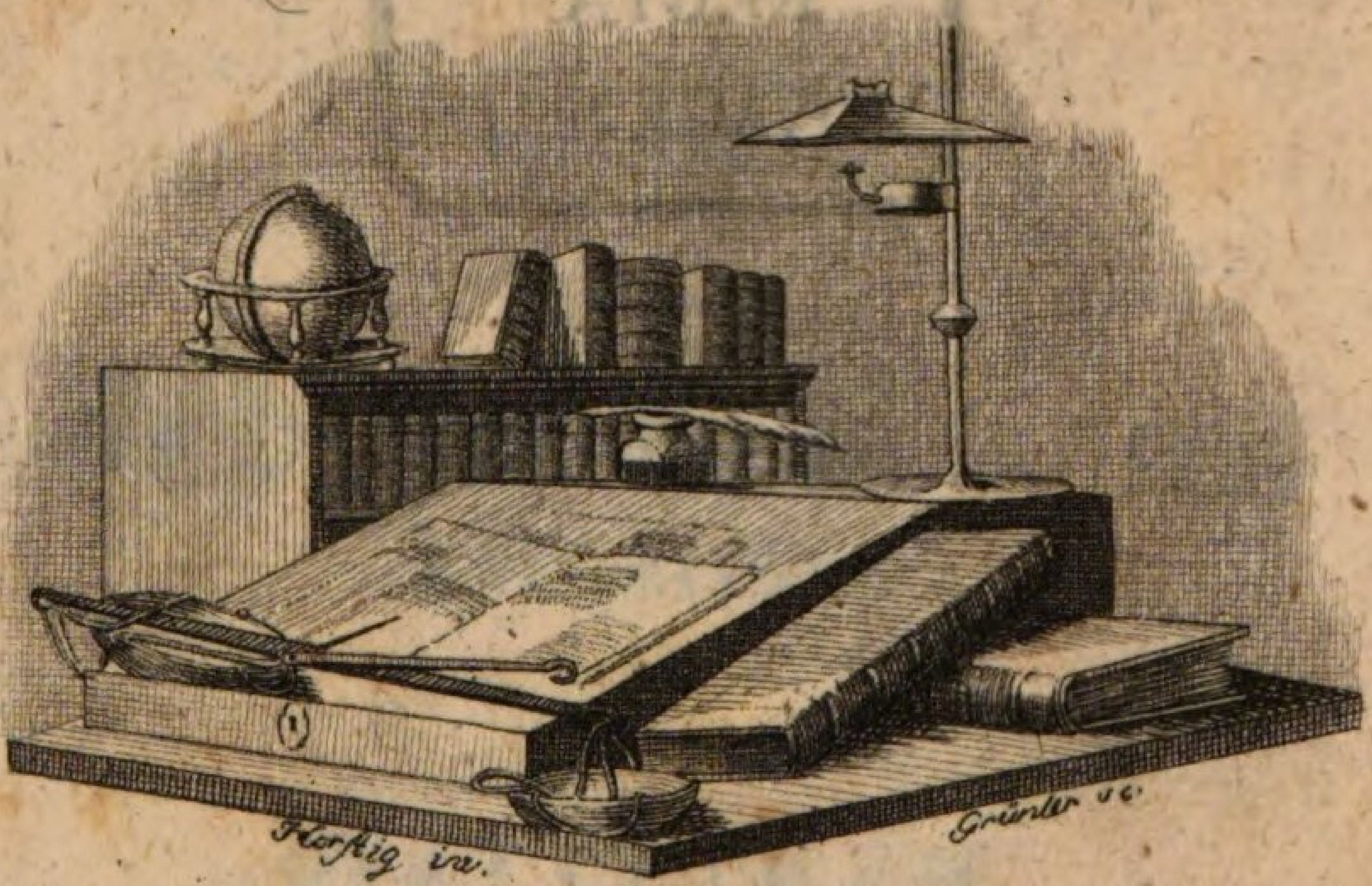
<36619855910015

<36619855910015

S

Bayer. Staatsbibliothek

Handbuch
der
Brandenburgischen Geschichte
von
Gottfried Traugott Gallus,
Konrektor an der Stadtschule
zu Krossen.



Erster Band.

Züllichau,
bei N. S. Frommanns Erben.
1789.

92

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Hochedelgebornen,

dem

Herrn

M. Adam Friedrich Kühn,

der Sorauischen Schule Rektor,

widmet

dieses Denkmal der Hochachtung
und Liebe

Desselben

ehemaliger Schüler und jezziger
Freund.

Vorrede.

Gegenwärtige Schrift ist weder von der Schreibseligkeit unsers Zeitalters erzeugt, noch durch den Todesfall des größten Menschen und des größten Königs veranlaßt worden. Was manche zum Schein blos vorgeben, kann ich mit vollem Herzen versichern, daß blos eine wohlthätige Absicht diesem Werke sein Dasein gab. Das hohe Ideal, welches ich mir stets von einem Schriftsteller machte; die Erfahrung, wie wenige es erreichen; die Strenge, mit welcher seit einiger Zeit über Bücher von Alphabeten wegen eines oder einiger, öfters noch zweifelhafter, Sprachfehler, mit welcher über jahrelange Arbeiten in wenigen Minuten das Verdam-

mungs-

mungsurteil ausgesprochen wird; der Verlust, den ein rechtschafner Mann in einem öffentlichen Amte an der Achtung, Liebe und dem Zutrauen derer, mit welchen er in Verbindungen steht, durch harte Kritiken leidet — diese Gründe vermehrten meine natürliche Abneigung gegen alle Schriftstellerei, und müssen sie wol bei jedem vermehren, den nicht die eitelste Selbstliebe verblendet, den nicht der nagendste Hunger quält, nicht eine eiserne Stirne schamlos macht. Nur der Druk, unter dem eine würdige Schlesische Familie ohne ihr Verschulden seufzt, ihre lästige Abhängigkeit von gewissen Altagsmenschen, und die Unmöglichkeit, ihr auf einem andern Wege, als dem, welchen ich hiermit betrete, aufzuhelfen, bewogen mich, zu thun, was ich sonst niemals gethan haben würde — mich an die Reihen der Schriftsteller anzuschliessen. Erreiche ich meinen Zwek, so wird das frohe Bewustsein, Menschenwohl befördert zu haben, der süsseste Lohn für meine Bemühungen sein.

Ich weiß es wol, daß ein guter Wille, und edle Absichten allein nichts über den Werth einer Schrift entscheiden, daß leztre schlecht und unbrauchbar bleibt, wenn sie überflüßig und von geringen innerm Gehalt ist. Es möchte wol nicht ausser dem Gesichtskreise einer Vorrede liegen, über beides einige Worte zu sagen. Die Frage, ob eine neue Bearbeitung einer populären Brandenburgischen Geschichte unnöthig sei, kann, wo ich nicht sehr irre, gradezu mit "Nein" beantwortet werden. Der Mangel an historischen Kentnissen von den neuern Zeiten, den man selbst bei Studirenden, bei Gelehrten, bei den Ungeweihten der gebildetern Stände antrift, und worüber wahre und Afterpädagogen ihre lauten Klagen erheben, scheint so wie die ungewönlich gute Aufnahme, welche die Witschelsche Geschichte Sachsens, aller billigen und unbilligen, sanften und strengen Beurteilungen ungeachtet, gefunden hat, zu beweisen, daß wir noch keinen Ueberfluß an Werken haben,

worinnen die neuere, besonders die vaterländische Geschichte in einer lichthellen Ordnung, und zwekmäßigen Ausführlichkeit, unterrichtend und geschmakvoll erzält wird. Die Quelle dieser Unwissenheit liegt freilich noch etwas tiefer verborgen; der fehlerhafte Unterricht der Jugend ist weit mehr, als der Mangel an Hand- und Lesebüchern, ein Hinderniß an der algemeinern Ausbreitung eines der nüzlichsten Zweige der Wissenschaften. Es ist in der That zu bedauren, daß die vaterländische Geschichte noch so wenig, besonders in den Schulen der mitlern und kleinern Städte, ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts ist. Eine genauere Kentniß derselben würde gewiß einen wohlthätigern Einfluß in die Glükseligkeit des künftigen Bürgers und Handwerkers haben, als alle lateinischen Floskeln, als alle jene mühsam erlernten und bald vergeßnen Vokabeln, jene gewaltsam eingebläuten theologischen Sisteme, die man noch immer "Religion" nennt, und als aller jener gelehrte und ungelehrte Wust,

womit

womit der Verstand der Zöglinge in den Bürgerschulen irre geleitet, statt Wahrheit mit Irtum, statt Aufklärung mit Finsterniß erfült, und wodurch das Herz nicht gebessert wird. Würden die Begebenheiten, Schiksale, Veränderungen des Vaterlandes entweder in besondern Stunden erzält, oder unter andre Lectionen, und selbst unter den Vortrag der Religionslehren gemischt; so würde gewiß der Patriotismus erwekt und erwärmt, der Eifer der Jugend zu nüzlichen, grossen, edlen Thaten entflamt, ihre Zufriedenheit mit der jezzigen Regierungsform, und ihrem eignen Schiksale vermehrt, ihr Vertrauen auf Gott gestärkt, ihre Ueberzeugung von seiner alles beglükkenden Fürsehung befestigt, und mehr Klugheit und Lebensweisheit von ihr eingesamlet werden. Das werden wol aber so lange fromme Wünsche bleiben, bis man endlich einmal im Ernst anfängt, sich der vernachläßigten Erziehung der mitlern und niedern Stände anzunehmen. Denn bei allen Verbesserungen

der

der Gymnasien, Philantropinen, Instituten ist für die Bürgerschulen, für die größte Anzahl der Erziehungsanstalten in den Städten noch wenig, oder gar nichts geschehen. Der Lehrer hat bei Einführung des Unterrichts in der Geschichte des Vaterlandes ausser allen den Schwierigkeiten, die ihm durch das Verhältniß, in welchem er jezt steht, verursacht werden, noch besonders die zwo zu überwinden, daß es ihm an den nöthigen Büchern, und an Zeit, sie zu studiren, fehlt. Die ältre Weltgeschichte wird überall gelehrt; sie ist in unzäligen Kompendien, Hand- und Lesebüchern, Briefen, Dialogen, Universalhistorien vorgetragen. Wie leicht schaft sich selbst der unbemittelste Schulmann eine Schrift unter den vielen an, die ihm in einem schon bekannten Felde zum Wegweiser dient. Die vaterländische Geschichte hingegen liegt in dikken Folianten, bändereichen Quartanten und weitläuftigen Werken vergraben. Der Ankauf nur einiger derselben erfodert ein Kapital,

tal, das der Lehrer bei seinem schlechten, oft noch geschmälerten, und immer tiefer fallenden Gehalt zu den ersten Bedürfnissen des Lebens anwenden muß. Und wäre er durch ein besondres Glük mit den nothwendigsten Hülfsmitteln versehen, wo nimt er die nöthige Musse her, um sich aus jenen Folianten und Quartanten brauchbare Auszüge zu machen? Da man es nicht unbillig, und für die menschlichen Kräfte nicht zu lästig, ja an manchen Orten noch zu wenig gefodert findet, daß ein einziger Mann, sechs bis acht und unter gewissen Umständen, auch zehen Stunden an einem Tage das Joch der Schularbeiten trage; wo bleibt da jene Stärke des Geistes und Leibes, wo jene Heiterkeit der Seele und jene Geduld, die es allein möglich machen, Stundenlang mit einer gewiß nicht unterhaltenden Lektüre weitläuftiger historischer Werke auszuhalten, um am Ende ein Paar zwekmäßige Anmerkungen zu finden? Hierzu komt noch, daß seine sparsam abgemessene Zeit unter eine Men-

ge andrer, nicht minder nöthiger Beschäftigungen geteilt ist, und noch immer mehr geteilt werden muß, da der Strom der Wissenschaften stets breiter, wenn gleich nicht tiefer, zu werden fortfährt. In dieser Lage der Sachen möchte es vielleicht nicht überflüßig, möchte es vielmehr der Wunsch vieler Lehrer, vieler Jünglinge, vieler Liebhaber der Vaterlandsgeschichte sein, die wichtigsten, intressantesten, unterhaltendsten Nachrichten aus den grössern Samlungen in einem kleinern Handbuche in einer leichten, zur baldigen Uebersicht des Ganzen bequemen Ordnung zusammengestelt zu finden. Zwar hat der Herr Feldprediger **Mörschel** seit einiger Zeit, dieses Bedürfnis zu befriedigen, angefangen, und er verdient gewiß den innigsten Dank aller Freunde der Landesgeschichte; allein sein Zwek scheint nicht zu sein, ein Handbuch für Dilettanten, eine Vorbereitung für Lehrer und Jünglinge zur Erleichterung, zur Aufmunterung zum weitern Fortstudiren in der Geschichte zu schreiben. Und dies ist die

Absicht meines Handbuches, wozu der Plan ohnedem schon vor der Erscheinung der Mörschelschen Schrift entworfen war, und das bei einem verschiednen Zwek an der Seite jenes Werks wol möchte bestehen können. Es ist der Beförderung der guten Sache ja niemals hinderlich, eine und eben dieselbe Materie auf verschiedne Arten zu behandeln, sie aus veränderten Gesichtspunkten anzusehen, und auf allen Seiten zu bearbeiten. Ich wolte nicht alles sagen, was über die Vaterlandsgeschichte gesagt werden konnte, wolte nicht jede Begebenheit erzälen, jeden einzelnen Vorfall anmerken; sondern nur diejenigen Veränderungen des Brandenburgischen Staats aufzeichnen, die schon dem Liebhaber zu wissen nöthig sind, die zur Uebersicht des Ganzen erfodert werden, die zur Unterhaltung des Geistes, oder zur Narung für's Herz besonders geschikt zu sein scheinen, die die Lust, in der Geschichte des Vaterlandes weiter zu forschen, erwekken, beleben, vermehren können. Daher ist man-

cher

cher Umstand weitläuftiger, mancher kürzer erzält, mancher nur berührt, mancher gar übergangen; dieser Krieg ausführlicher, jener mit wenigern Worten, ein andrer gar nicht angeführt worden. Neue Entdekkungen, neue Bereicherungen der Geschichte wird wol überhaupt Niemand in einem blossen Handbuche suchen, und sie waren mir bei dem Mangel einer zahlreichen und öffentlichen Bibliothek und der nöthigen Urkunden unmöglich. Ist es aber ein Glükszufall, die erfoderlichen Quellen benuzzen zu können, und ein Verdienst, sie benuzt zu haben; so ist es vielleicht eine nicht ganz undankbare Arbeit, das Zerstreute zu samlen, das weniger Bekannte algemeiner zu verbreiten, das erschwerte Studium zu erleichtern, den Weg zum bessern Fortkommen zu ebnen. Besonders scheint eine nicht ganz elende, und nicht unter aller Kritik stehende, scheint eine mittelmäßige Geschichtssamlung noch immer von reellerm Nuzzen zu sein, als jenes Heer von Predigten, Katechismen, Erziehungsschriften,

ten, Romanen, Schauspielen und andern Modeschriften, deren Name Legion ist, womit Deutschland jährlich überschwemt wird. In wie fern ich mir schmeicheln kann, auf die Beförderung einiges Nuzzens einen kleinen Anspruch zu machen, das muß die Zeit und die Stimme billiger Richter meiner Bescheidenheit sagen. Hiervon wird auch allein die Fortsezzung dieses Handbuchs abhängen. Der Entwurf ist auf drei Bände gemacht. Der erste solte sich mit Vollendung des zweeten Hauptteils endigen. Ueberhäufte Arbeiten und die Annäherung der Messe nöthigten mich, eher zu schliessen. Die stärkre Bogenzahl soll aber das Fehlende im folgenden Bande ersezzen. Wegen Entfernung des Drukortes, und in Ermangelung eines beständigen, gehörigen Korrektor's sind einige Ungleichheiten in der Rechtschreibung und manche Drukfehler eingeschlichen, die die gütige Nachsicht des Lesers entschuldigen, und übersehen, wenigstens nicht auf die Rechnung des Verfassers schreiben wird. Mit vollem

Gefühl

Gefühl der Wahrheit unterschreibe ich zum Schluß dieser Vorrede folgenden Ausspruch Cicero's: Si temere aliquid praeteriisse, aut non satis eleganter secuti videbimur, docti ab aliquo facile et libenter sententiam commutabimus. Non enim parum cognosse, sed in parum cognito stulte et diu perseverasse, turpe est: propterea, quod alterum communi hominum infirmitati, alterum singulari uniuscujusque vitio est attributum.

Brandenburgische Geschichte.

Erster Hauptteil.

Aelteste Geschichte der Mark Brandenburg bis auf Albrecht, den Bär. 1144 nach Christi Geburt.

I. Abschnitt.

Geschichte der ältesten bekannten Bewohner der Mark, der Svevischen Völkerschaften bis auf die Ankunft der Wenden im sechsten und siebenten Jahrhundert nach Christo.

Die ersten Bewohner des Landes, das jezt die Mark Brandenburg heißt, sind uns eben so unbekannt, als ihre Thaten unbedeutend, und für die neugierige Nachwelt unwichtig gewesen sein mögen. Die Geschichte einer Menschengattung, die noch auf der untersten Stufe der Menschheit steht, noch keine andre Bedürfnisse, als die der rohen Natur kennt, die zerstreut herumirrend, erst durch die dringendste Nothwendigkeit bewogen zur Horde, und später zum Volk sich samlet, kann wol dem Philosophen Stoff zur Entwiklung des Ganges, den die Bildung des menschlichen Geistes nahm, darreichen. Aber dem Freunde der Geschichte, der nicht Keime, sondern Früchte sehen, nicht Anlagen zu Unternehmungen, sondern Thaten ganzer Stämme, und einzelner Männer selbst lesen will, dem wird das Einerlei der Beschäftigungen eines wilden Haufens,

Haufens, und die Geistesunthätigkeit eines ungebildeten Geschlechts wol wenig Befriedigung gewähren. Und so würde sich der Liebhaber vaterländischer Begebenheiten darüber leicht trösten können, daß alle Nachrichten von der ersten Bevölkerung des Landes, das erst in spätern Jahrhunderten wichtige Rollen zu spielen anfängt, in völliger Vergessenheit begraben liegen. Aber daß die Geschichte auch da, wo die Gesellschaft schon einen ziemlichen Grad bürgerlicher Kultur erreicht hat, wo die Staatsverfassung schon merkwürdige Vorfälle vermuthen läßt, nur Bruchstükke liefert, mehr allgemeine Einrichtungen bemerkt, als einzelne Thaten erzält, das möchte er wol mehr zu bedauern haben. Dies ist der Fall, so wie bei jedem Staat, auch bei dem Brandenburgischen. Wir finden bei denen Völkern, die wir, weil wir von keinen frühern wissen, die ältesten Bewohner der Mark nennen, schon eine gewisse Vollkommenheit in ihren bürgerlichen, sittlichen, religiösen Einrichtungen; und noch nennt uns die Geschichte keinen grossen Mann, der sie zu dem schuf, was sie waren, sagt uns nicht, wie und durch welche Veränderungen sie es wurden, und was für Folgen in und ausser ihrem Vaterlande diese Verfassung erzeugte. Wir nehmen indessen, was uns die Geschichtschreiber gaben, und sind ihre Nachrichten

richten entweder zu allgemein, oder scheinen sie uns bisweilen mehr ein schönes Ideal, als strenge Wahrheit zu liefern; so freuen wir uns doch, im ersten Falle lieber Etwas, als Nichts zu wissen, und fülen im andern eben das Vergnügen, daß uns der Dichter goldnes Zeitalter gewährt.

Sennonen und Longobarden — so hiessen die beiden Völker, welche vor und lange nach Christi Geburt in der Mark Brandenburg ihre Hauptsizze hatten. Die alten Erzälungen sind weder bestimt noch zuverläßig genung, um die Grenzen, in welche jeder dieser Volksstämme sich eingeschlossen hatte, genau abmessen, und, wie Einige, grade zu sagen zu können, daß die Sennonen in der Mittelmark und die Longobarden in der alten gewohnt hätten. Beide aber gehörten zu der Svevischen oder Schwäbischen Nazion, welche einen sehr grossen Teil Deutschlandes einnahm, und von der Donau bis zur Ostsee, von der Weichsel bis zur Sale und Elbe herumschweifte. Die Sennonen hielten sich für die ältesten und edelsten der Sveven; ob sie sich aber deswegen mit einem griechischen Worte *, das geehrt und angesehen bedeutet, benennt haben, ist mit den übrigen Herleitungen von Süne, Ver-

* σεμνός.

Versönung; Sen, Senden, oder Zema, die Erde, gleich unzuverläßig. Die Folge wird zeigen, wie das grosse Versönungsfest, das alle Svevische Stämme durch Gesandte im Lande der Sennonen feiren liessen, Anlaß zu einigen dieser Namenserklärungen gegeben habe. Nicht glüklicher war man bei Erläuterung der Benennung: Longobarden. Die verschiedenen Meinungen, die bald die langen Bärte, welche doch aber alle Deutschen trugen, bald die langen Hellebarten, bald die langen Börden, fruchtbare Gegenden, als Ursach ihrer Benennung angeben, lassen uns zweifelhaft, welche von ihnen, oder ob keine, wir annehmen sollen. Der Name ist es ohnedem nicht, der ein Volk wichtig und angesehen macht; nur Thaten sind's, die dem einzelnen Manne, wie dem ganzen Volke die Achtung der Nachwelt versichern. Merkwürdiger ist daher dem Freunde wirklicher Geschichte der

körperliche, sittliche, bürgerliche und religiöse Zustand der ältesten Bewohner der Mark.

Die Nachrichten der Schriftsteller schränken sich nicht bloß auf die Sennonen und Longobarden ein; sie umfassen die ganze, in eine Menge besondrer Völkerschaften zerstreute, Nazion der Deutschen. Da die Sveven nicht das

das unbedeutendste Volk Germaniens ausmachten, und unter ihnen wieder die Sennonen die Edelsten waren, so müssen sich die ältern Erzälungen, wo nicht vorzüglich, doch auch mit auf sie beziehen. Es gehört grade in unsern Plan, Beschreibungen, welche die Neugier reizen, und die Aufmerksamkeit erregen und unterhalten, in unsre Geschichte zu verweben.

Der **Körper** dieser Völker zeichnete sich durch seine Grösse und Stärke, ihr blaues Auge durch den stolzen drohenden Blik, ihr Haar durch die gelbliche Farbe, vor andern Nazionen aus. Hunger und Kälte, und rauhe Witterung konnte dieser starke Körper besser ertragen, als Durst, anhaltende Arbeit und Sonnenhizze. Ihre **Wonungen**, ihre **Kleidung**, ihre **Speisen**, ihre **Erziehung**, ihre **späten Ehen**, und die **wenige Anstrengung ihrer Seelenkräfte** waren wol die Hauptursachen, daß man keine schwächliche, entnervte, ungestaltete Weichlinge unter ihnen fand.

Die Nähe eines Wassers, das Dunkel der Wälder, oder eine von der Natur zum Wohnen schon bereitete Höle wählten sie zu ihrem Aufenthalt. Sie bauten ihre Häuser, oder errichteten vielmehr ihre Hütten nicht in zusammenhängenden Reihen. Einzeln und zerstreut schlossen sie ihr Gebiet ein, entweder um

vor

vor Feuersgefar sich zu schüzzen, oder weil sie die Vorteile des Zusammenlebens in Dörfern und Städten noch nicht zu schäzzen wusten. Weder Kalk noch Steine brauchten sie zu ihren Hütten, denen Holz und das mit Fellen, Laub oder Rasen bedekte Dach Festigkeit und Schuz genung verlieh. Um sich vor der zu grossen Kälte des Winters, und ihr **Vermögen** vor dem Nachsuchen des plündernden Feindes zu bekken, gruben sie unterirdische Hölen, und warfen sie mit Mist zu. Die Aussenseite ihrer Gebäude strichen sie mit verschiednen glänzenden Erdarten an, und gaben ihnen durch die bunte Gestalt ein schönes Ansehn, das bei ihnen die Stelle des Ebenmasses, wovon sie noch keine Begriffe hatten, vertrat.

Zu ihrer **Kleidung** brauchten sie nur das Fell eines wilden Thieres, das sie in der Form eines Mantels über die Schultern hingen, und forn mit einer metallenen Haftel oder einem Dorn befestigten. Der ganze übrige Teil des Körpers blieb nakt und unbedekt. Die Reichern und Vornehmern unterschieden sich durch eine enge, knapanliegende Kleidung, durch Felle von seltnen Thieren, durch Besezzung ihrer Mantel mit andern Pelzflekken, durch bunte Besprengungen der Häute, von den Geringern. Ihr Haar banden sie in einen, mehrere, auch in etliche Knoten dicht am Scheitel;

tel; nicht aus Liebe zum Puz, sondern fürchterlicher in den Augen des Feindes zu erscheinen. Vorzüglich suchten sie daher an einem Tage der Schlacht ihren Haaren eine solche Schrekgestalt zu geben. Die Zeiten waren noch zu rauh, der Handwerker und Künste noch zu wenig oder vielmehr gar keine, als daß der Hang des schönen Geschlechts zum Puz schon hätte Narung finden können; aber er zeigte sich doch in dem leinenen, freilich ziemlich groben und an den Enden mit Purpurstreifen besezten, ermellosen Gewande der Frauenzimmer, welches sonst der männlichen Kleidung ähnlich war. Wie die Männer, gingen auch sie am übrigen Teil des Körpers unbedekt; doch erregte ihre ofne Brust noch keine unreinen Begierden; und die Ausschweifungen der spätern Nachwelt haben gezeigt, daß verstekte Reize weit mehr die heftigern Triebe in gefärliche Bewegungen sezzen können.

Ihre Speisen bot ihnen die Natur und eine einfache Zubereitung dar. Milch, Käse, wild Obst, Kräuter, Haberbrei und Fleisch waren ihre gewönlichen Narungsmittel. Weder Gewürz, noch Kunst erfinderischer Köche machte sie ihnen schmackhafter; hier folgten sie der Stimme der Natur, die mit wenigen zufrieden zu sein gebietet, und verlangten kei-

ne

ne bis ins Unendliche vervielfältigte Abwechslung. Weniger blieben sie den Gesezzen der Mäßigkeit bei'm Gebrauch der Getränke treu. Aus Gerste, Haber und andern Getreide bereiteten sie sich einen dem Weine ähnlichen Saft. Nur an den Ufern des Rheins wuste man von dem im übrigen Deutschlande unbekannten Weine.

Ihre rauhe Erziehung der Kinder, und die frühe Abhärtung derselben macht es begreiflich, daß sie so wohnen, so sich kleiden, und solche rohe Speisen verdauen konnten. Die Neugebornen tauchte man in einen Fluß oder in kaltes Wasser, um zu erfahren, ob sie starke, ausdaurende Körper hätten. Keine Mutter schämte sich, ihre Mutterpflichten zu erfüllen, und dem jungen Säuglinge eine gesunde, reine Narung selbst zu geben. Keiner Sklavin, keiner Amme ward die Ehre gelassen, Mutterstelle bei ihnen zu vertreten, keiner die Macht, den Körper der Kinder zu schwächen, unreine Begierden in ihnen zu erwekken, und ihre Seele zu verderben. Sie gingen ganz nakkend bis zu den erwachsenen Jahren, und übten sich täglich im Rennen, Springen, Schwimmen und Werfen. Der beste Reuter jagte nicht schneller, als sie liefen. Die Jagd war ihre liebste, und zur Erlangung der Kriegsfertigkeiten, nüzlichste Beschäftigung.

Wer

Wer die mehrsten Auerochsen erlegte, genoß die Ehre, daß man aus den Hörnern derselben in öffentlichen Gesellschaften trank. Ihr Jugendspiel war ein Tanz zwischen den Spizzen aufgestekter Degen und Pfriemen. Der, so die geschiktesten Wendungen zu machen, und einen gewissen Anstand zu beobachten verstand, erntete stat aller Belonungen, den Beifall und das Vergnügen der Zuschauer. So erzogen wuchs das Kind zum starken, brauchbaren Jüngling auf, werth der Ehre, vom Vater in die Versamlung des Volks eingeführt und durch Anlegung der Waffen zum Mitgliede des Staats erklärt zu werden.

Ihren moralischen Karakter kann man nicht vorteilhafter, nicht erhabner schildern, als es ein alter Schriftsteller in folgenden Worten thut: "Niemand von ihnen "lacht über Laster; Verführen und Verführt "werden heißt nicht der Modeton. Gute Ge"wonheiten wirken hier mehr, als anderswo "gute Gesezze."

Ihre Treue, ihre Ehrlichkeit, ihre Gastfreundschaft, ihre Keuschheit machen die vorzüglichsten Teile ihrer schönen Seite aus. Kein Eid band sie mehr zur Haltung ihres Versprechens, als ein bieder Handschlag; sie schworen nur gegen Fremde in wichtigen Angelegenheiten, und dann stets auf ihren

Degen. Keine Ehrbegier trieb sie, ihre Grenzen zu erweitern, oder Unschuldige anzufallen; sie gebrauchten ihre Waffen mehr zur Verteidigung ihrer Freiheit, und zur Beschüzzung ihres Vaterlandes, als zur Unterjochung und Plünderung ihrer Nachbarn. Diese ihre Bravheit empfahl sie andern Völkern so sehr, daß man gern ihre Freundschaft suchte, gern mit ihnen Bündnisse schloß; daß der Kaiser August bei einer deutschen Leibwache sich sicherer glaubte, als einer Römischen.

Gastfrei nahmen sie jeden auf, der als Fremder ihre Grenzen betrat; was sie hatten, reichten sie ihm willig dar. War ein Armer zu unvermögend ihn bewirten zu können, so führte er ihn zum nächsten Nachbar, der beide als Gastfreunde empfing. Keine Bitte versagte man dem Fremden, jede erlaubte man sich an ihn; bei'm Abschiede entließ man ihn mit Geschenken, wofür der Geber weder einen Dank foderte, noch eine Gegengefälligkeit bei irgend einer Gelegenheit erwartete, so wie auch er sich durch erhaltne Wohltaten zu nichts verpflichtet hielt. Den sahe man als einen Abscheu der Nazion an, der die Gesezze der Gastfreundschaft verlezte.

Nirgends zeigte sich ihre Tugend im schönern Lichte, als bei Erfüllung der ehelichen Pflichten. Jeder war der Gatte nur einer

Frau; und wenn Vornehmre sich bisweilen mehrere beilegten, geschahe es nicht, um wilde Triebe zu befriedigen, sondern sich mehr Ansehn bei'm Volke zu geben. Ihre Jünglinge waren durch keine erhizzende Getränke, durch keine entnervende Weichlichkeiten, und keinen lokkenden Müßiggang gelehrt; ihre Mädchen durch keine üppige Gastmäler, durch keine verfürerische Schauspiele gereizt worden, früh das Bedürfniß der Liebe zu fühlen.

Obgleich beiderlei Geschlechter von den ersten Jahren an im nämlichen Flusse, und zur nämlichen Morgenstunde zusammen sich badeten, so entzündete doch kein wildes Feuer ihre gemäßigten Leidenschaften. Die Meinung des Volks bezeigte denen die mehrste Achtung, die am spätesten sich verheiratheten, und verabscheute die Unbändigkeit derer, die vor'm zwanzigsten Jahre aufhörten, Jünglinge oder Mädchen zu sein. Der Bräutigam erhielt nicht, sondern brachte seiner ihm an Jahren und Wuchse gleichen Braut eine Morgengabe. Ein Paar Ochsen, ein aufgezäumtes Pferd, und Waffenrüstungen waren die Geschenke, welche die Braut erinnern solten, daß sie, die Gefärtin der Gefaren, und Sorgen ihres Gatten, mit ihm im Kriege leiden, und im Friede sich freuen, mit ihm leben und sterben, und unverlezt die Waffen ihren Kindern und Kindes-

kin-

kindern wieder überliefern solle. Die eheliche Treue war durch die Reinigkeit der Sitten, die mehr als alle Grundsäzze wirkten, und durch die beschimpfendsten Strafen gesichert. Die Ehebrecherin wurde von ihrem Manne, auch wol von ihren eignen Eltern, mit abgeschnitnen Haaren aus dem Hause nakkend herausgepitschen, und von Wonung zu Wonung im ganzen Gau mit ähnlichen Schlägen empfangen. Nicht Schönheit, nicht Vermögen, nicht Ansehen konnte die so Erniedrigte wieder zur Frau erhöhen.

Doch Licht muß auch seinen Schatten, und die reinste Tugend ihre Flekken haben. An die Reihen so vieler Vollkommenheiten schlossen sich auch Schwachheiten an; und unter denen am festesten ein unmäßiger Hang zum Trinken. Tage und Nächte in lermenden Zechgesellschaften zu schlemmen, politische und religiöse Versamlungen durch ausschweifendes Trinken zu entweihen, hatte das Herkommen zur Tugend erhoben. Alle wichtige Angelegenheiten wurden im Trunke überlegt; Ehen, Freundschaften, Bündnisse im Rausch errichtet; Krieg und Frieden trunken beschlossen. Doch was sie im Taumel, wo das Herz der Wahrheit geöfnet, der Verstellung und Heuchelei aber verschlossen war, berathschlagten, überdachten sie den folgenden

Tag

Tag noch einmal, und bestätigten es erst dann, wenn Leichtsinn und Unbesonnenheit der nüchternen Vernunft Plaz gemacht hatten. Daß bei dieser Trunkenheit häufige Beleidigungen und Streitigkeiten vorfielen, läßt sich schon von selbst denken. Doch ergoß sich ihr Zorn nicht in einen Strom schimpfender Beredsamkeit, er kühlte sich vielmehr im fliessenden Blute des Gegners ab, und reichte ihm noch vor'm Ende des Gelages die Hand zur Versönung. Weiter aber trieben sie den Misbrauch ihres Hanges zum Spiel. Hatten sie ihr Hab und Gut dem ungewissen Falle des Würfels aufgeopfert, so sezten sie sich selbst und ihre Freiheit auf's Spiel. Willig und gern folgte der Unglükliche seinem neuen Herrn als Sklave; der Stärkste ließ sich vom Schwächern, der Angesehenste vom Niedrigern binden, fortschleppen und als Leibeigner — welches, um solche elende Schlachtopfer einer törigen Leidenschaft von sich zu entfernen, gewönlich geschah — verkaufen. Noch jezt hält der Weltmann auf sein Ehrenwort im Spiele. Ehrenschulden bezahlt er willig und gern, wenn indes der arme Handwerksmann, mit rauhen Drohworten abgewiesen, immer vergebens um seinen sauer verdienten Lohn bittet.

Tadelnswert wird man ferner die Ueberlieferung der **Feindschaften** an Kinder und

Verwandte finden; aber lobenswürdig war's doch, daß der Sohn und Freund den vom Vater oder Bekannten übernommenen Haß nicht ewig fortsezte, daß etliche Stükke Vieh oder eine andere Genungtuung den ererbten und selbst den bittersten Groll tilgte, und Feindschaften auslöschte, die grade in freien Staten die traurigsten Folgen nach sich ziehen.

Künste und Wissenschaften wird wol Niemand bei einem Volke suchen, dessen größ=te Weisheit in körperlicher Abhärtung, dessen Erziehung im Angewöhnen zu Ertragung aller Kriegsgefaren, dessen ganzes Glük in Behauptung seiner Freiheit, im Gebrauche weniger Narungsmittel, die die Natur reicht, und im Rausche der Trunkenheit besteht. Handwerke, und Künste, welche nur erst die verfeinerte Weichlichkeit der spätern Jahrhunderte erzeug=te, machte ihre rohe, einfache Lebensart ihnen völlig entbehrlich; und die, ohne welche auch der Wilde nicht leben kann, lehrte sie die Na=tur. Das Fell, womit sie sich bedekten, trok=neten sie selbst an der Sonne, und schlugen es sich bis zum Gebrauche geschmeidig. Und so bauten, jagten, kriegten sie, ob sie gleich alle diese Künste in keiner Zunft erlernt hatten. Das Salz erhielten sie durch Begiessung glü=hender Kohlen mit salzigem Wasser; diese Koh=len selbst gebrauchten sie nun als schwarzes

Salz.

Salz. Gold und Silber würden sie vielleicht gefunden haben, wenn ihre Begierde die Erde durchwühlt hätte. Durch auswärtigen Handel, der doch mehr von den Grenzvölkern getrieben wurde, kamen diese Metalle auch in ihre Gegenden, doch gaben sie dem Silber wegen der Bequemlichkeit im Handel vor'm Golde den Vorzug. Goldne und silberne Gefässe, womit die Freigebigkeit der Römischen Gesandten sie öfters beschenkte, schäzten sie nie höher, als ihre irdenen. Ihr inrer Handel bestand im Tausch.

Auffallender möchte es vielleicht sein, daß sie eine der natürlichsten, nüzlichsten und achtungswürdigsten Künste — den Akkerbau vernachläßigten. Um Anlegung der Obstgärten bekümmerten sie sich so wenig, daß sie für die Jahrszeit, die die Baumfrüchte zur Reife bringt, den Herbst, nicht einmal einen Namen hatten, und bloß nach drei Jahrszeiten rechneten. Besorgt wurde zwar auch der Feldbau, aber nur meistens von Weibern und nur schlecht und wenig. Keiner besaß auf immer seine abgemessenen Fluren; nach jeder Ernte zogen sie weiter, und bebauten einen Teil des Stüks, was ihr Fürst ihnen auf's neue zugeteilt hatte. Ihre natürliche Philosophie rechtfertigte diese Gewonheit mit folgenden Gründen: "sie möchten durch stetes Bleiben an einem Orte

ihn liebgewinnen, und ihre Neigung zum Kriege mit dem Landbau vertauschen; Mächtigere würden, aus Begierde, ihre Grenzen zu erweitern, die Aermern aus ihren Ländereien verjagen, und ihre Unterdrükker werden; ihre Prachtliebe möchte schönere Häuser aufführen, als es der Schuz vor Kälte und Hizze erfoderte; Liebe zum Gelde möchte zur Leidenschaft werden, und Parteien und schädliche Rotten stiften; es würde dann schwerer sein, die Ausschweifungen des Volks zu bändigen, als jezt, wo jeder sein Vermögen mit dem Reichtum der Mächtigsten messen könnte."

Nur eine Art der schönen Wissenschaften fand Eingang bei ihnen, die Poesie. Sie, diese göttliche Kunst, rührt grade die Einbildungskraft des zum Sinlichen gewöhnten Wilden am mehrsten, und war bei unsern ersten Vorfaren durch ihre Dichter, die sie Barden nannten, geheiligt. Bei ihren festlichen Opfern, und vor dem Anfang einer Schlacht erwekten sie durch ihre Gesänge, welche die grossen, lobenswürdigen Thaten ihrer Vorfaren priesen, die Nachkommen zu ähnlichen Gesinnungen, und entflammen sie zu ähnlichen Thaten. Diese Lieder vertraten zugleich die Stelle der Geschichtbücher, und pflanzten sich von Mund zu Mund, ohne aufgeschrieben zu sein, auf die folgenden Geschlechter fort. Ihre

Musik

Musik war mehr ein wildes Getöse ihrer Widderhörner, und ein dumpfes Brummen in ihre Schilde, als der harmonische Ausdruk ihrer Gefühle.

Die Staatsverfassung dieser Völker entsprach ihrer rauhen Erziehung, ihrem Freiheit liebenden Geiste, und ihren bisher beschriebenen Gewonheiten vollkommen. In mehrere kleinre Horden oder Gaue zerteilt, deren die Sennonen hundert zählten, folgte jeder einzelne Stamm seinen besondern, von den übrigen unabhängigen Gebräuchen. Jeder Gau hielt seine eigne Versamlungen, wählte sich da seine Richter, und berathschlagte sich über besondre Verfassungen. Mit jedem neuen kommenden Frühlinge versamlete sich die ganze Nazion bei'm Voll- oder Neumond, wornach sich alle wegen Mangel des Kalenders am besten richten konnten, in einem Eichenhaine, erwählte dort ihren gemeinschaftlichen Anführer, besprach sich über Auswanderungen, untersuchte wichtige Klagsachen und beschloß Krieg und Frieden. Keiner erschien auf Befehl und zur gesezten Stunde, sondern nach blosser Wilkühr und eignem Gutbefinden. Doch wurde der zulezt Ankommende getödtet. Auch die Dauer dieser Landtage war nicht bestimt, sie hing von dem Eigensin des ganzen Haufens ab. Der Fürst, der Priester hielt zwar gewön-

wönlich den Vortrag; aber auch jeder, den sein Alter, sein Heldenruhm, sein Adel auszeichnete, konnte sprechen. Misfiel die Rede der Menge, so gab sie durch ein dumpfes Gemurmel ihren Unwillen zu erkennen. Seinen Beifall drukte das Volk am ehrenvolsten durch das Zusammenstossen der Spiesse aus. Am heiligsten hörte man auf des Priesters Stimme; ihn zu unterbrechen, hielt man für ein Religionsvergehen; auf ein von ihm gegebnes Zeichen herrschte sogleich die allgemeinste Stille.

Die Macht ihrer Fürsten war eben so unbedeutend, als ihre Einkünfte. Sie hatten mehr den **Vorzug** der ersten Stimme, des guten Raths, als das Recht des Befehls. Die freiwilligen Geschenke an Getreide und Vieh, Beweise der Ehrfurcht, nicht der Schuldigkeit ihrer Unterthanen, und der Teil der Strafgelder, so auf den Fürsten fiel, würde ihn schwerlich erhalten haben, wenn nicht seine eigne Güter ihn ernährt hätten. In jedem Gau erhielt ein aus den Aeltesten erwählter **Graf**, oder wie man sonst schrieb, **Grawe**, Graue, — vielleicht so viel als **grauer**, alter Mann — die Ruhe und Ordnung. Ihm wurden hundert Beisizzer der Gerichte — Schöppen, Schäffner von Schaffen, Befehlen, auch Schufte, so erst später hin ein beschimpfender Beiname geworden, genannt —

zur

zur Seite gesezt. Aus den Grafen mehrenteils, bisweilen auch von andern berühmten Helden wählte man den Anführer im Kriege, den man, weil er vor'm Heere herzog, den Herzog nannte. Dieser unterhielt stets eine Menge tapfrer, edler Jünglinge um sich, die an seinem Tische mitspeisten, öfters ein Pferd, oder ein Stük der Waffenrüstung zum Geschenk bekamen. Sie wurden des Fürsten treuste Begleiter bei allen Gefaren der Schlacht; ihm in grossen Thaten nachzuahmen, war ihre Ehre; ihm im Tode nicht nachzufolgen, ewiger Brandmark.

Zwo Hauptklassen bildeten den Unterschied des Volks, die der Freien und Knechte; jede derselben hatte sich wieder in eben so viele Unterordnungen geteilt. Athelinger, Edelinger erlangten nicht durch das Ohngefehr der Geburt, nicht durch den Eigensin des Glüks oder den erkauften Brief des Fürsten, sondern nur durch persönliche Verdienste, durch grosse Thaten, durch ungewönliche Tapferkeit, durch uneigennüzzige Aufopferung für's Vaterland, das höchste Ansehn des Volks, und die ersten Vorzüge des Staats, vorzüglich den, daß aus ihrer Mitte die Anführer im Kriege und Frieden erwählt wurden.

Nur etwas geringer, als sie, schäzte man die Freilinger, die aus einem ächten deutschen

Ge-

Geschlecht und von freien Eltern abstamten, oder Nachkommen der Freigelaßnen waren, angeseßne Güter hatten, und deren Leben wo nicht eine grosse Handlung verherrlichte, doch keine schlechte schändete. Zur zwoten Klasse gehörten die Freigelaßnen oder Lassen, und Leibeignen. Die erstern besassen freie Güter, blieben aber ohne Ansehn und Würde, und hingen noch immer einigermassen vom ehemaligen Herrn ab. Leibeigne oder Aenken waren alle, die durch Gefangenschaft in die Gewalt der Freien geriethen; sie besorgten das Hauswesen der Herrn, und gaben denselben von ihrer ihnen zur eignen Benuzzung überlassenen Wirtschaft einen Teil des Getreides und Viehes ab. Zur ewigen Ehre gereicht es unsern Vorfaren, daß sie ihre Sklaven mit weit mehr schonender Menschlichkeit, als die gesittetern Griechen und Römer, behandelten.

Selten glaubten sie, die Vergehungen ihrer Knechte mit Schlägen, Banden oder harten Arbeiten bestrafen zu müssen; noch seltner tödteten sie einen, und nie, wenn nicht Zorn der Herren oder Treulosigkeit der Sklaven ihnen das Urteil sprach.

Nur Freigeborne zogen zu Beschüzzung ihrer Grenzen in den Krieg; denn nur sie wusten den Wert der Freiheit zu schäzzen; und die ging ihnen über alles. Das war ihnen schon

ver-

verhaßt, was blos den Schein der Knechtschaft hatte, das Wohnen in Städten, die Zuflucht und Versamlung in befestigten Orten, und Lieferung der Schlachten an andern Gegenden, als im freien Felde. Daher waren auch persönliche Tapferkeit, Unerschrokkenheit, Stärke ihre einzigen Kriegskünste. Alle andre Arten Krieg zu führen, List, geschikte Wendungen, Hinterhalt, hielten sie für Zeichen der Feigheit, und für unwert ihrer Nachahmung. Eigener Mut war der sicherste Führer zu Ruhm und Ehre im Leben, und, nach den Lehren ihrer Priester, zu dem himlischen Pallast ihres Gottes nach dem Tode. Ihre Erziehung, ihre Abhärtung, ihre Beschäftigungen, und selbst ihre Religion athmeten Krieg. Jeder Gau sandte jährlich wechselsweise einen Teil der tapfersten Jünglinge aus, um in fremden Gebiete zu streifen, und im Kriegsdienste sich zu üben; die übrigen besorgten unterdeß ihre häuslichen Angelegenheiten mit den eignen; das folgende Jahr zog der andre Teil aus der nämlichen Absicht weg. Ihre Waffen legten sie nie ab; mit ihnen erschienen sie in den Volksversamlungen, mit ihnen auf dem Felde, in frölichen Trinkgesellschaften, und selbst den mehresten Religionszusammenkünften. Mit ihnen wurden ihre Leichen verbrannt; und nach der Bemerkung eines neuern Schrifstellers gebrauchte man das

Wort Lanze eben so statt Mann, als die Sitten der heutigen Welt dazu die französische Benennung des Huts, chapeau eingeweiht haben.

Ihre stärkste Macht beruhte auf dem Fußvolke, welches sich mit Schild, Spieß, oder wie sie ihn nannten Friemen, Wurfspieß und später hin mit Bogen und Schleudern bewafnete. Ihre Spiesse waren lange, hölzerne, und nur an den Enden mit Eisen beschlagene Stangen. Ein Bret, mit Weidenruten umflochten, und einem buntbemalten Felle überzogen, machte ihr Schild aus. Selten trugen sie Harnische, Helme oder Panzer, und nie, den Körper zu schüzzen, sondern nur, ihm ein fürchterliches Ansehn zu geben. Diese Absicht hatten auch die Köpfe und Hörner wilder Thiere, womit sie bisweilen ihr Haupt schmükten. Sehr viele kämpften ganz nakkend.

Ihre Reuterei war weit schlechter, als die Römische. Ihre kleinen, unansehnlichen Pferde waren nicht zu geschikten oder schnellen Wendungen abgerichtet. Die Reuter führten bloß einen Schild und eine Frieme, die sie vermittelst eines Riemens wieder an sich ziehen konnten. Sattel, Steigbügel und Halfter zu gebrauchen, war bei ihnen weichlich, und folglich ungewönlich. Oefters fochten sie zu Fusse.

Ihr

Ihr Heer stellte sich Gau an Gau in eine keilförmige Schlachtordnung, damit sie von ihren Bekannten Ruhm oder Schande ernten könnten. Jedem standen die theuersten Pfänder seines Herzens am nächsten, um durch das Geheul der Weiber, und das Gewinsel der Kinder zum hizzigsten Kampf entflamt zu werden. Mütter rnd Gattinnen lobten die Heldenthaten der Ihrigen, zählten ihre Wunden, saugten das Blut daraus, brachten in der Zwischenzeit Speisen, spornten sie an, zu siegen oder zu sterben; und stellten oft durch Zeigung ihrer ofnen Brust, durch Vorstellung der Gefangenschaft ihrer Jungfrauen, durch ein wildes Heulen, und ihr fliegendes Haar die nachgelaßne Schlacht wieder her. Der Angrif eröfnete sich mit einem fürchterlichen Kriegsgeschrei, das im leisen Gesäusel anfing, nach und nach stärker wuchs, und zulezt dem Getöse der Meereswogen glich, die an hohen Felsen mit Donnerbrausen sich brechen. Damit die Töne desto rauher und dumpfer wiederhallten, hielten sie ihre Schilde vor den Mund. Dies Kriegsgeschrei bestimte häufig den Erfolg der Schlacht. Nachdem die Barden beherzt oder zaghaft anfingen, nachdem zeigten sich auch die Kämpfenden feig oder mutig, erschrekt, oder schreklich. Ueberhaupt bestand ihr Gefecht in einem wütenden Losbrechen auf

die

die Feinde, das bald nachließ, bald von neuem mit wilder Unerschrokkenheit in die Bekriegten stürzte.

Feigherzige, Flüchtlinge und Ueberläufer wurden strenge bestraft, doch nicht vom Fürsten, sondern in der Volksversamlung vom Priester. Nur er konnte im Namen der Gottheit schlagen, binden und tödten. Verzagte und Flüchtlinge wurden im Sumpf ersäuft, und Verräther nebst Ueberläufern an Bäume gehenkt. Dies sollte anzeigen, daß man Laster verbergen, aber Verbrechen offenbaren müsse. Kein anderes Vergehen ward mit dem Tode bestraft. Da kein Mensch dem Andern das Leben gegeben habe, so meinten sie nach ihrer Art zu schlüssen, sei auch kein Mensch berechtigt, es dem Andern zu nehmen. Für jedes Verbrechen, selbst den Mord, war ein Ersaz an Vieh hinlängliche Genungtuung.

Für die empfindlichste Strafe hielt man die, womit man die Ehre eines Kriegers, der seinen Schild weggeworfen hatte, brandmarkte. Er ward von allen heiligen und bürgerlichen Versamlungen ausgeschlossen, und mußte in der größten Verachtung seine übrigen Tage zubringen. Diese Beschimpfung kränkte die meisten so sehr, daß sie einen beschleunigten Tod einem solchen entehrten Leben vorzogen.

Die

Die Religion der Svevischen Völker war weder ein so reiner Naturalismus als sie es nur durch die aufgeklärte Vernunft werden kann; noch ein so verunstalteter Gözzendienst, zu welchem die gebildeten Griechen und Römer sie herabgewürdigt hatten. Zwar umgiebt uns in diesem Teile ihrer Geschichte ein tiefes Dunkel, das wir bei'm Mangel vaterländischer Nachrichten durch die Berichte, welche auswärtige Schriftsteller, nach ihren Religionsvorstellungen gemodelt, liefern, nicht mit voller Klarheit erhellen können. Doch scheint so viel gewiß zu sein, daß sie alle ein höchstes Wesen unter dem Namen Thuisto, Teut oder Alcis — Alles ist — verehrten, und gewisse Körper in der Natur, durch deren wohltätigen Einfluß sie sich glüklich fülten, als so viele besondre Wirkungskreise dieses Gottes ansahen, und so leicht in den Verdacht fielen, als ob sie **Sonne, Mond, Feuer,** anbeteten. Die **Erde,** diese gütige Mutter, aus deren Schooß Kräuter, Blumen, Früchte sprossen, welche die sie speisenden und kleidenden Thiere nährt, erregte ihre Dankbarkeit; als eine besondre Göttin, **Hertham,** Erdamme genannt, ward sie ihres Dienstes vorzüglich wert gehalten. Diese Gottheiten wurden nicht in enge Tempel eingeschlossen, wurden nicht durch menschliche oder thierische Abbil-

dun-

dungen vorgestelt; beides war ihnen gegen die Würde, und Majestät des höchsten Wesens. Dichte, mit hohen Eichen besezte schattigte Haine waren ihre Tempel, waren ihre heiligen Versamlungspläzze. In einem derselben, der im Lande der Sennonen lag, feierte die ganze Nazion der Sveven jährlich ein allgemeines Versönungsfest. Jeder einzelne Stamm dieses Volks schikte seine Gesandten zu dieser feierlichen Zusammenkunft. In demütiger Stellung mit Banden gefesselt erschienen sie alle im heiligen Dunkel des Hains als busfertige Knechte ihres erzürnten Gottes; ein Menschenopfer, wozu man gewönlich einen Gefangenen weihte, eröfnete die Feier dieser heiligen Versamlung. Fiel jemand von ohngefehr auf die Erde, so durfte weder er sich aufrichten, noch ein andrer ihm aufhelfen. Nach Endigung des Fests kroch er aus Ehrfurcht gegen das erhabne Wesen im Staube aus dem Walde heraus.

Die **Mutter Erde** verehrten sie ebenfals gemeinschaftlich auf einer Insel des Ozeans — wahrscheinlich Rügen — in einem geheiligten Haine. Die Gottheit befand sich in einem geweiheten, mit Dekken behangenen Wagen, den nur der Priester berühren durfte. Ihn fuhren etliche Kühe, ihn begleitete der Druide mit tiefster Ehrfurcht. Jede Gegend, wel-

welche die Göttin ihres Besuchs, ihrer Ankunft würdigte, war festlich geschmükt, und jeder dieser Tage der erfreulichste des Jahrs. Dann führten sie keinen Krieg, berührten keine Waffen, verschlossen ihr Mordgewehr. Nur Friede und Ruhe kannten, liebten sie, bis sie der Priester, wenn die Göttin lange genung bei den Sterblichen verweilt hatte, in den heiligen Wald zurükführte. Darauf ward der Wagen, die Bedekkung, und Hertha selbst, wie sie versicherten, in einem abgelegenen See abgewaschen. Sklaven besorgten dies Geschäft, fanden aber nach Vollendung dieser Reinigung im nämlichen See ihr Lebensende. Daher kam jenes geheime Schaudern, jene geheiligte Unwissenheit über das, bei dessen Erblikkung der Tod ihr Looß war.

Ihre Priester, die Druiden, waren zugleich ihre Aerzte, ihre Wahrsager, ihre Richter in schweren Fällen, ihre Lehrer. Sich vom übrigen Haufen zu unterscheiden, umwanden sie ihre Stirn mit einem Laubkranze von dem Baum, der bei allen so heilig war, der Eiche. Die auf ihr vorzüglich wachsende Mistel, die auch im Winter grünt, verschafte ihnen diesen Schmuk auch dann, wenn die andern Bäume verwelkt waren. Sie samleten dies Grün mit Anfang jedes Jahres mit mancherlei religiösen Gebräuchen. Hatte sich das Volk

unter der Eiche versamlet, so wurden zwei weisse noch nicht zum Feldbau gebrauchte Stiere zum Opfer vorgeführt. Der Priester stieg, in ein weisses Kleid gehüllt, auf den Baum, und schnit mit einer goldnen Sichel die Mistel ab, welche unten mit einem weissen Tuche aufgefangen wurde. Ein heiliges Opfer, wozu man obige Stiere brauchte, und ein feierliches Gebet vollendete die Zeremonie. Dieses Kraut brauchte man auch zur Arznei, und nannte es deswegen Guthyl, Gutheil, und sandte es als ein Geschenk in alle Gaue herum, um zugleich das Neujahr zu melden. Noch lange bis auf unsere Zeiten hin erhielt sich hiervon in Guienne in Frankreich, und in Schwaben und Franken die Gewonheit, daß am Neujahrstage die jungen Leute von Dorf zu Dorf mit Musik umherschwärmten, mit Hämmern an Thüren und Fenstern anschlugen, und dabei Gutheil zu wiederholten malen schrien.

Die Barden gehörten auch mit zu ihren heiligen Personen; sie sangen am Opferaltare das Lob der Gottheit, und die Thaten der Helden. An etlichen Weibern, die man Alraunen nannte, glaubten sie was Ueberirdisches zu entdekken. Sie wurden als Wahrsagerinnen bei jedem wichtigen Staatsvorfalle befragt. Zu Erforschung der Zukunft unterhielten sie weisse Rosse in ihren Wäldern; aus ihrem

rem Wiehern und Schnauben schloß man auf den glüklichen oder unglüklichen Ausgang einer Unternehmung. Sehr gewönlich war auch das Losen bei ihnen. Sie schnitten in der Absicht mehrere Zweige von einem Baume, bemalten sie mit gewissen Zeichen und warfen sie auf ein weisses ausgebreitetes Gewand. Dreimal hob der Priester oder Aelteste der Familie seine Augen gen Himmel, dreimal verrichtete er sein Gebet, und eben so vielmal hob er die Zweige auf, und machte sodann die Anzeigen den Umstehenden bekannt.

Von einem künftigen Leben hatten sie einige dunkle Vorstellungen, ganz nach ihrem kriegerischen Geiste geformt, und später hin durch Vermischung der Nordischen Lehren von dem Kriegsgott **Odin** oder **Wodan** noch mehr entstellt. Nur Helden hatten an den Freuden des Himmels Teil, nur die, so den Tod verachteten, und mit kühner Unerschrokkenheit ihm entgegen gingen. Sie trunken in **Walhalla**, dem Pallast ihres Gottes, köstliches Bier aus den Hirnschädeln ihrer Feinde. Jeden Morgen zogen sie durch die Thore dieses Pallastes — deren 500 waren, die eine solche breite Oefnung hatten, daß acht wohlgerüstete Helden zugleich durch konnten — aus zum Kampfplazze, hieben sich da in Stükken, kehrten aber zur Mittagsstunde frisch und gesund

wieder

wieder zurük. Ein einziges Schwein, das alle Tage wieder wuchs, reichte allen den Tausenden hinlängliches Fleisch zum Essen dar. Feige, furchtsame Weichlinge kamen zur Göttin Hela — Hölle — und litten bei ihr unausstehliche Martern, welche ihre Einbildungskraft in folgendes dichterische Gewand einkleidete: ihr Saal ist der Schmerz; ihr Tisch die Hungersnot; ihr Messer der Hunger; ihr Knecht die Faulheit; ihre Magd die Langsamkeit; der Abgrund ihre Thüre; die Mattigkeit ihr Vorhof; Krankheit ihr Bette und der Fluch ihr Zelt.

Auf diese Lehren gründete sich ihre Verachtung des Todes, und ihr unerschütteter Mut; hiervon hingen die Gebräuche bei ihren Begräbnissen ab. Alle Leichen wurden ohne grosse Unkosten verbrannt; nur nahm man bei Vornehmern eine Art kostbarern Holzes. Den Ueberrest der Asche samleten die Hinterlaßnen in Urnen, und bewahrten ihn in der Erde auf. Die Waffen, die der Held in Walhalla so nötig brauchte, wurden ihm mitgegeben; aber Pferde, Hunde, bisweilen auch Sklaven mit verbrannt. Ihre Tränen trokneten sie bald um die Todten, aber ihr Andenken erhielten sie lange. Weinen schikt sich, sagten sie, nur für Weiber, stete Erinnerung für Männer. Grosse Kriegsleute ehrten sie durch Grabstätte unter Bäumen, welche sie mit ungeheuren Steinen um=

umwälzten. Hie und da in der Mark findet man noch Denkmäler solcher Steingräber, die man mit dem Namen Riesenbetten zu bezeichnen pflegt.

Bruchstükke von der Geschichte der Sennonen und Longobarden.

Die Geschichte weiß nur einige abgebrochne Stükke von den Begebenheiten eines Volks zu erzälen, das mehr Ehre darin sezte, grosse Thaten zu thun, als darin, merkwürdige Vorfälle aufzuzeichnen.

Vermutungen liessen sich viele, und manche nicht unwahrscheinliche, wagen. Aber diese gehören nicht in eine kurze Uebersicht der ganzen Reihe wirklicher Begebenheiten. Der Liebhaber findet sie in den grössern historischen Werken. Wir heben blos ein Paar Erzälungen aus, die die Völker in der Mark selbst näher angehen, und gedenken dessen nicht, was die Deutschen überhaupt Wichtiges gethan oder nicht gethan haben. Nur das merken wir noch an, was schon aus dem Vorigen erhellt, daß zahlreiche Scharen der Sennonen häufig auswanderten, zum Teil in ihr Vaterland zurükkamen, zum Teil in fremden Ländern neue Wohnsizze aufschlugen. In der Landschaft Champagne in Frankreich führt das Gebiet

Senonois und die Stadt Sens noch ihren Namen. Und von hier aus wurden einst ihre Heere unter Anfürung des Brennus den Römern so furchtbar, daß sie selbst ihre Hauptstadt Rom in Schutt und Aschenhaufen verwandelten.

I.

Feldzug des Drusus bis an die Elbe. Im Jahre Roms 746. und im neunten oder zehnten vor Christo.

Der erste Römer, der aller Schwierigkeiten ohnerachtet, es wagte, bis mitten in Deutschland einzubrechen, und die Deutschen gewohnt in fremde Grenzen zu streifen, nun in ihren eignen anzugreifen, war Nero Claudius Drusus, des Kaisers August's Stiefsohn. Voll Begierde nach Ruhm, voll der entschlossendsten Standhaftigkeit, und in der Blüte seines Lebens, 25 Jahr alt, führte er durch dikke Wälder, tiefe Moräste, und kalte, rauhe Gegenden dreimal die Römischen Legionen bis über den Rhein, die Yssel und Weser.

Im vierten Feldzuge, der nur allein uns näher angeht, drang er durch das Land der Chatten, der heutigen Hessen, über die Weser bis zur Elbe vor. Die Longobarden, welche

am linken Ufer der Elbe wohnten, flohen vor dem siegenden Feinde über diesen Flus zu ihren Freunden, den Sennonen. Drusus schikte seinen Feldherrn Domitius über die Elbe, um das jenseitige Land auszukundschaften. Dieser berichtete, daß die dortigen Gegenden stark bevölkert, und durch zahlreiche Haufen Svevischer Völker gedekt wären. Drusus, durch diese Nachricht abgeschrekt, und von seinem Stiefvater August ausdrüklich befehligt, nicht über die Elbe zu gehen, beschloß seinen Rükzug. Vorher errichtete er noch mehrere Siegeszeichen, die in aufgeworfenen Erdhügeln, darauf erhöheten Bäumen und daran gehangenen Waffen bestanden. Als eine nähere Ursach seines Rükzuges erzält man, daß ihm ein Weib von ungewönlich grosser Gestalt erschienen, und folgende Worte gesagt habe: "Wo wilst "du noch, Drusus, mit deiner unbegrenzten "Begierde hinaus? Das Schiksal erlaubt dir "nicht, dergleichen Dinge zu sehen. Das En- "de deines Lebens und deiner Thaten nahet her- "an." Vielleicht war dies eine Erfindung des Drusus selbst, oder der Deutschen. Des Drusus, um seinem Heere einen anständigen Grund seiner Rükkehr angeben zu können; der Deutschen, um von einem so mutigen jungen Helden leichter befreit zu werden. Drusus zog wirklich zurük, stürzte an der Sale mit dem

Pferde, und starb, vom ganzen Heere beweint, dreißig Tage drauf. So gewiß diese Nachricht an sich selbst ist, so ungewiß ist man doch über den eigentlichen Ort der Anwesenheit des Drusus. Die Herleitung der Namen etlicher Altmärkischen Orte, als Arneburg, Drüstät, Druseda und andrer von der Burg der Aren oder Adler, und von Drusus beweisen wol so wenig, als selbst die Römerschanze. Man findet eine halbe Meile von Potsdam nach Spandow zu, an einem Arme der Havel eine grosse, mit Eichenbäumen besezte Schanze, welche ein Vierek vorstelt, mit einem hohen Wall und Graben umgeben, und beinahe von der Havel eingeschlossen ist. Sie hat wol eher den Räubern, Röbern, als den Römern ihren Namen zu verdanken.

2.

Tiberius. Marbod. Herrmann. Drusus der Jüngere.

Nach des Drusus Tode erhielt sein Bruder Tiberius, nachheriger Römischer Kaiser, den Oberbefehl über die in Deutschland stehenden Truppen. Und er, dieser Meister in der Verstellungskunst, schlug einen andern Weg ein, um das durch List zu erlangen, was sein Bruder nicht durch Tapferkeit hatte erreichen

können.

können. Er zog durch das Land der Chauzen, den Bewohnern der nördlichen Gegenden an der Weser, bis an die Elbe, und machte viele Völker der Deutschen durch gütliche Unterhandlungen zu Freunden und Bundesgenossen der Römer; drang in das Land der Longobarden ein, und besiegte mehrere Haufen derselben.

Doch der listige Römer, eben so fähig, Andrer Gesinnungen zu erforschen, als die seinigen zu verbergen, kannte die Denkungsart der Deutschen zu gut, um auf ihre stete Ergebenheit an die Römer viel zu rechnen. Er versezte daher mehrere Tausende von ihnen in entferntere Römische Provinzen, beraubte sie der jungen Mannschaft und ihrer Anführer, und glaubte so die Deutschen den Römern desto treuer zu machen, je mehr er sie geschwächt hätte.

Die Sennonen und Longobarden merkten früh die Absichten dieser Maßregeln, entworfen, um ihre Freiheit, das kostbarste Kleinod ihres Volks, ihnen zu rauben, und ihnen die Fesseln der Sklaverei, unter Vorspiegelungen vom Bunde der Freundschaft, anzulegen. Sie kamen dem Schlage zuvor, der ihnen drohte, und schlossen sich an einen Mann an, der nach dem eignen Zeugnisse des Tiberius den Römern furchtbarer war, als Pyrrhus und Antiochus es ihnen je, oder Philippus den Atheniensern

gewesen.

gewesen. Dies war Marbod, König der Markomannen, die das heutige Böhmen inne hatten; ein Mann, der aus einem edlen Stamme entsprossen, einem starken Körper und einer unternehmenden Seele ausgerüstet, dem erfahrensten Römischen Feldherrn, weder an Kriegskentnissen, noch an Heldenmut und Staatskunst wich. Er hatte seine Jugend in Rom zugebracht, und von den Römern selbst die Kunst gelernt, sie zu überwinden, und sich ihnen gefärlich zu machen. Nach seiner Rük-kunft bahnte er sich mit gewafneter Hand den Weg zum Trone, und vereinigte mehrere be-nachbarte Völker unter seinen Scepter, die sich freiwillig seinem Schuzze überliessen. Zu die-ser Zahl gehörten auch die Sennonen. Und der Erfolg rechtfertigte ihre Wahl.

Siebenzig tausend Mann Fußvolk, und 4000 Reuter, die Marbod stets in Bereitschaft hielt; seine Klugheit und Unerschrokkenheit und der grosse Zulauf vieler die Römer verlassenden Völker, machten ihn bald zu dem fürchterlich-sten Feinde, wie ihn Tiberius in Deutschland noch nicht gefunden hatte. Der Römische Feldherr erhielt daher den Auftrag, eine Zurü-stung zu einem Angrif gegen den Marbod zu veranstalten, wovon in den Römischen Jahr-büchern noch kein Beispiel aufgezeichnet war. Zwölf Legionen wurden bestimt, um den kühn-

sten

ſten aller Deutſchen Feinde zu überwältigen, und mit ihm ganz Deutſchland in eine Römiſche Provinz zu verwandeln. Doch Tiberius ward auf ſeiner Laufbahn zum ruhmvolſten Siege durch einen Aufruhr, der in Ungarn — damals Pannonien genannt — und in Dalmazien ausbrach, aufgehalten. Er muſte ſein zahlreiches Heer, das er gegen gefärliche Feinde führte, nun gegen ungehorſame Untertanen wenden; mit ſo guten Bedingungen, als möglich, Friede mit dem Marbod ſchlieſſen, und ihn zum Bundesgenoſſen der Römer machen.

Tiberius dämpfte die Pannoniſchen Unruhen bald und glüklich, konnte aber auch jezt ſeinen erſten Vorſaz, den Marbod zu bändigen, nicht fortſezzen. Denn nun im neunten Jahre nach Chriſti Geburt erſcholl die unvermuthete Nachricht von der gröſten aller Niederlagen, die die Römer, vom Quintilius Varus angeführt, durch den Mut und mehr noch die Liſt des Cherusker Fürſten Herrmann oder Arminius im Paderbornſchen erhalten hatten; eine Niederlage, die eben ſo merkwürdig als für Deutſchlands Freiheit wichtig iſt, aber auch auſſer den Grenzen dieſer Geſchichte liegt.

Marbod, der durch ſeine Entſchloſſenheit und Macht ſeine und der Sennonen Grenzen

zen bisher so glüklich geschüzt, und ein königliches Ansehen bei seinen Untertanen und Bundesgenossen erlangt hatte, bekam bald an dem Herrmann einen nicht verächtlichen Nebenbuler seines Ruhms und seiner Herrschaft. Von Stolz geblendet, von Eifersucht über Herrmanns ehrenvollen Sieg gekränkt suchte Marbod seine Macht zu vergrössern, sein Reich fester zu gründen, und seine Bundesgenossen zu unterdrükken. Die Sennonen und Longobarden seufzten bald unter einer Bürde, die sie sich selbst aufgelastet hatten; entschlossen sich aber auch, sie wieder abzuwerfen. Sie gaben daher den Vorstellungen des Herrmann's, der sie auf seine Seite zu lenken suchte, leicht Gehör. Römische List, die den Samen der Uneinigkeit unter ihnen, um beide zu schwächen, noch mehr ausstreute, vollendete das Werk. Die Sennonen, Longobarden und mehrere Svevische Völker entsagten der Herrschaft des Marbod, und erklärten sich für Herrmann's Parthie. Nun war ein öffentlicher Bruch unvermeidlich; es kam zu einer Schlacht zwischen beiden Fürsten, dessen Ausgang zweifelhaft blieb. Marbod hatte mutig gefochten, und den Flügel des Feindes, gegen den er hereinbrach, zum Weichen gebracht. Das nämliche hatte der Befreier Deutschland's, und der Ueberwinder des Varus, Herrmann, auf Marbod's zweitem

Flügel

Flügel auch gethan. Jeder rühmte sich des Sieges, doch Herrmann wol mit dem mehrsten Rechte. Denn er behauptete das Schlachtfeld, da sich hingegen Marbod, obwol in guter Ordnung, zurükzog, und endlich wieder in sein Vaterland Böhmen begab, weil die mehrsten seiner Krieger ihn verliessen und zum Feinde übergingen. Die Sennonen und Longobarden huldigten nun freudig dem Herrmann, der kürzlich ganz Deutschland vom Joch der Römer und jezt sie selbst vom Drukke des Marbods befreit hatte, und schwächten dadurch des leztern Macht so sehr, daß er sich genötigt sahe, bei seinem Feinde, dem Kaiser Tiberius, Hülfe zu suchen, und sich vor dem zu beugen, dem er einst getrozt hatte. Der Kaiser antwortete seinen Gesandten kaltsinnig, "daß er dem unmöglich gegen den Cherusker Fürsten beistehen könne, der ehemals die gegen den nämlichen Fürsten streitenden Römer nicht unterstüzt hätte." Doch schikte er seinen Sohn, den jüngern Drusus, im siebenzehnten Jahre nach Christi Geburt zu ihm, um seine Streitigkeiten mit den Gegnern beizulegen. Aber Marbod hatte eben nicht viel Ursach, sich über seine Ankunft zu freuen. Statt dem Markomannischen Könige seine vorige Herrschaft über die Sennonen wieder herzustellen, begünstigte Drusus vielmehr die Unternehmungen eines ehe-

ehemals vom Marbod vertriebnen Fürsten, Katualda mit Namen, der durch Gewalt und Bestechungen seine königliche Burg eroberte, und ihn im neunzehnten Jahre nach Christi Geburt glüklich vom Trone stieß. Marbod, jezt zwar von seinem Glükke, nicht aber von seiner Standhaftigkeit verlassen, wandte sich auf's neue an den Tiberius, nicht als Flüchtling, nicht als bittender Weichling, sondern als Fürst, seiner vorigen Grösse eingedenk. Er schrieb dem Kaiser, daß er, einst ein so berühmter König, und jezt von vielen Nazionen eingeladen, allen der Römer Freundschaft vorziehe. Tiberius bot ihm einen sichern und seiner vorigen Würde angemeßnen Aufenthalt in Italien an, und erlaubte es ihm, auch ungestöhrt seinen Zufluchtsort wieder verlassen zu können, sobald ihn sein Glük wieder suchte. Marbod begab sich nun nach Ravenna in Mittelitalien am Adriatischen Meerbusen, wo er noch 18 Jahre in der Stille eines ruhmlosen Privatlebens zubrachte.

Aber Herrmann genoß die Freude, sein Ansehen durch die Vertreibung des Marbod's vermehrt, und seine Herrschaft bis jenseits der Elbe über die Sennonen verbreitet zu haben, nicht lange. Auch er wurde der Tirannei beschuldigt, und der Begierde, durch eigenmächtige Gewalt eben die Freiheit der Deutschen un=

unterdrükken zu wollen, die er gegen ihre Feinde so mächtig erhalten hatte. Er erfuhr wenige Monate nach Marbod's Entfernung das bedaurenswürdige Schikfal, daß ihm die Hinterlist seiner eignen Anverwandten im 37. Jahre seines Alters und dem zwölften seiner Regierung ein Leben raubte, das für ihn so ehrenvoll, und für Dentschland so wohltätig gewesen war.

3.

Fernere Schiksale der Sennonen.

Sparsam und abgebrochen waren die bisherigen Nachrichten von den Sennonen; aber seit Herrmann's Tode verliert sich so gar ihr Name unter dem des ganzen Haufens der Svevischen Nazion. Die Geschichte schweigt nun von ihnen als einem besondern Stamm, und liefert bloß die algemeinen Nachrichten, daß sie noch häufige Streifereien in das Römische Gebiet gethan, öftre Kriege mit ihnen geführt, und endlich im fünften und sechsten Jahrhunderte nach Christo, da sich ein algemeiner Schwindelgeist der barbarischen Völker bemächtigte, ihr Vaterland fast gänzlich verlassen, und in Pannonien, Gallien, Spanien, Italien und Afrika neue Reiche gestiftet haben. Die wenigen Zurükgebliebenen vermischten

ten sich bald mit den Wenden, die nun in die Sennonischen Wohnpläzze einrükten.

4.

Geschichte der Longobarden.

Was die Geschichte dieser Völker in Verbindung mit den Sennonen betrift, ist im Vorigen berührt worden. Von ihren besondern Thaten fassen wir folgende kurz zusammen, da sie mehr das Aussenland als die Mark selbst angehen.

Früher als die Sennonen verliessen sie ihr Vaterland; denn sie rükten schon im dritten Jahrhunderte bis an die Gegenden um die Donau vor. Im Jahre 526. vergönte ihnen der Griechische Kaiser Justinianus der Grosse, sich in Pannonien, dem heutigen Ungarn, niederzulassen, und ein eignes Reich zu errichten. Unter ihren dortigen Königen machte sich Alboin durch seine Klugheit, seinen Muth, seine Rauheit und seine wichtigen Eroberungen merkwürdig. Mit den Gepiden, einer Gothischen Nazion, bekamen die Longobarden Grenzstreitigkeiten; und erstere suchten ihr Recht, das sie auf der leztern neue Wohnsizze zu haben glaubten, am nachdrüklichsten durch ein zahlreiches Kriegsheer auszuführen. Die Longobarden hatten den Sieg nach einem blutigen,

tigen, und zweifelhaften Gefechte vorzüglich der persönlichen Tapferkeit ihres Königs zu verdanken. Alboin erwürgte mit eigner Hand den König der Gepiden, Kunimund, worauf sie scharenweise die Flucht ergriffen, und so zahlreich ermordet wurden, daß ihr Reich, und beinahe ihr ganzes Volk das Ende des Daseins erreichte. Alboin heirathete die gefangene Rosemunde, die Tochter des erschlagenen Königs; hieb des leztern Kopf ab, und ließ aus seinem Hirnschädel eine Schale bereiten, woraus er bei festlichen Gastmalen zu trinken pflegte.

Alboin's Ruhm verbreitete sich unter allen Gothischen Völkern; ihre Barden verewigten ihn in heiligen Opfergesängen; selbst die Römer und Griechen hörten von ihm; und Narses, jener berühmte Feldherr des Kaisers Justinian's, suchte seine Freundschaft. Eine Freundschaft, die bald die wichtigsten Folgen nach sich zog, die Eroberung von Oberitalien.

Die Ursache des Einfals Alboin's in Italien liesse sich vielleicht hinlänglich aus seiner eignen Begierde nach Vergrösserung seiner Staaten, und dem unruhigen und kriegerischen Karakter der Nazion erklären. Doch damit ist die gewönliche Erzälung nicht zufrieden. Sie legt der Nachwelt einen künstlichern Zusammenhang der Begebenheiten vor, und läßt

sie

sie ungewiß, wie viel sie davon glauben solle.

Narses hatte die Herrschaft der Griechischen Kaiser in Italien gegen die barbarischen Völker, besonders die Ostrogothen noch aufrecht erhalten, und sich Ehre und Ruhm in Siegen und Eroberungen erworben. Dies war auch sein einziger Lohn; denn bei'm neuen Kaiser Justin II. als Empörer angeklagt, ward er zurük gerufen, seiner Würde entsezt, und von der Kaiserin Sophia in ihr Frauenzimmergemach geschikt, um als ein Verschnittner jezt mit der Hand den Rokken und die Spindel weibisch zu ergreifen, mit der er vorher den Kommandostab so männlich geführt hatte. Aufgebracht über diese schimpfliche Begegnung brach Narses in die Drohung aus: "ein Gewebe zu spinnen, das die Kaiserin nicht solte auflösen können." Er hielt Wort. Denn bald fand er Gelegenheit, von einem so undankbaren Hofe zu entweichen; und von Rache entflammt, rief er seine Freunde, die Longobarden, zu Hülfe. Alboin folgte mit Freuden einem Rufe, der ihm neue, grosse Aussichten zu Ehre und Macht eröfnete. Im Jahre 568. brach er nebst 20000 Sachsen in Italien ein, eroberte den obern Teil desselben und errichtete jenes mächtige Lombardische Reich, das sich in der Folge bis über mehrere Gegen-

den

den vom mitlern und unterm Italien ausbreitete. Doch Alboin genoß die Früchte seiner Arbeiten nicht zu lange. Seine eigene Gemalin ließ ihn im vierten Jahre seiner neuen Herrschaft ermorden, weil er sie bei einem Gastmale, aus dem Hirnschädel ihres eignen Vaters zu trinken, hatte zwingen wollen.

Das Lombardische Reich erhielt sich über 200 Jahre im Ansehn, bis es von dem Fränkischen Könige, und nachherigen Kaiser Karl dem Grossen im Jahre 774. zertrümmert, ihr lezter König Desiderius nebst seiner Familie gefangen genommen und in ein Kloster verwiesen wurde. Nichts, als bloß der Name: Lombardie, womit noch jezt ein grosser Teil von Oberitalien bezeichnet wird, hat sich von dieser tapfern Nazion und ihrem mächtigen Reiche bis auf unsere Zeiten erhalten.

II. Abschnitt.

Geschichte der Wenden in der Mark Brandenburg bis auf die Markgrafen im zehnten Jahrhunderte.

Schon vor Christi Zeiten wohnte ein zahlreiches Volk, Sarmaten oder Jazigen, und späterhin Wenden oder Slaven genannt, an den Ufern des Tanais; eines Flusses, der auch der Don, oder bei den Tatarn Tuna heißt, der bei den Alten unter die berühmtesten Flüsse gerechnet, und für die Grenze Europens und Asiens gehalten wurde, und sich in drei Ausflüssen in's Asowsche Meer ergießt, welches ehemals von den Mäotern, einem Scytischen Volke, den Namen palus Maeotis führte. Im zweiten und dritten Jahrhunderte nach Christi Geburt zog diese Slavische Nazion weiter gegen Abend hin, schlug ihre neuen Wohnplätze an der Weichsel und Ostsee auf, verbreitete sich in der Folgezeit über mehrere Gegenden des östlichen Europa, und stiftete in Rußland, Polen, Schlesien, Mähren, Böhmen, Oesterreich, Ungarn, Reiche, die sich mehr oder weniger bis auf die neusten Zeiten erhalten haben.

Unge-

Ungewiß ist es, in welchem Jahre sie zuerst Deutschland's Grenzen berührten. Gewönlich giebt man die Zeit um's Jahr 530 oder 34. an, wo der erste Haufen von ihnen, bekannt unter dem Namen der Sorben, im Meißnerlande und der Lausiz eingerükt sei. Weit später, etwa gegen die Mitte des sechsten und den Anfang des siebenten Jahrhunderts wurde die von den Sennonen größtenteils verlaßne Mark, so wie Vorpommern und ein Teil Meklenburg's von den Wilzen, einem andern mächtigen Stamme der Wenden, angefült; einem Stamme, von welchem die größte Menge eben das Land besezte, dessen Geschichte wir beschreiben, und der allein unsrer vorzüglichen Aufmerksamkeit wert sein wird.

Nicht leicht hat man ein Volk so sehr verkannt, so sehr herabgesezt, und so sehr unterdrükt, als sie. Den Berichten der ältern Geschichtschreiber zu Folge sind sie das hartnäkkigste, grausamste, verabscheuungswürdigste Volk der Erde gewesen. Diesen Begriffen gemäß war auch das Betragen ihrer Sieger gegen sie; derer, die sich Christen nannten, und sie zu einer Religion bekehren wolten, deren erstes Gebot Menschenliebe besiehlt. Man glaubte, ihnen noch viel Gnade zu erweisen, wenn man sie zu Leibeigenen machte, und sie etwas besser, als das Schlachtvieh behandelte.

Ihnen bezeigte der Uebermut ihrer Unterdrükker die Ehre, die dem Willen ihrer Herren ganz unterworfnen Knechte Slaven oder Sklaven zu nennen; eine Benennung, wodurch die ganze Nazion für unehrlich erklärt wurde, für unwert, an den natürlichen Rechten der Menschheit Teil zu nehmen. Daher war's ihnen verboten, Handwerker und Künste zu lernen; und jeder Deutsche, der als Lehrling in einer Zunft aufgenommen wurde, mußte in seinem Geburtsbriefe beweisen, daß er aus guten Deutschen, nicht Wendischen Geblüt, aus einem untadelhaften, nicht unehrlichem Geschlecht abstamme, Niemanden leibeigen zugehöre, sondern freien Deutschen Herkommen's sei. Wie traurig das Schiksal derer war, die den Christen in die Hände fielen, sieht man auch aus der Schilderung, die ein angesehner Bischof von ihnen macht, welcher zu Beschreibung des Verfalls der Kirche das Bild einer Slavischen Familie braucht, die, gleich einer Heerde Vieh zum Verkauf ausgestellt wird. Aber die unparteiische Nachwelt hat diesem unglüklichen Volke Gerechtigkeit wiederfahren lassen, hat ihrer Arbeitsamkeit, ihrer Freiheitsliebe, ihrer Gastfreundschaft und so vielen andern ihrer Tugenden das gebührende Lob ertheilt, hat sie zwar nicht von allen Flekken, besonders dem Hange zur Grausamkeit

keit freigesprochen, deswegen aber sie nicht angeklagt, sondern dies auf die Rechnung der algemeinen menschlichen Schwäche, und der Unvolkommenheiten jedes Volks geschrieben. Deutlicher wird alles dieses erhellen, wenn wir die

Sitten, Gewohnheiten, Staatsverfassung und Religion der Wendischen Völker

beschreiben. Ueber alles dieses giebt der Name keine Aufschlüsse; wir übergehen daher die Bedeutung desselben, und überlassen es andern, zu beweisen, ob Wende, so viel als Vinde, Veind, Feind bedeute; ob Slawo Ruhm, Ehre — die ehrenvolle Nazion —; oder Slowo, das Wort — das redende Volk — als die richtige Abstammung anzunehmen sei; widerlegen nicht weitläuftig die Fabel von der Prinzeßin Wenda, deren blendende Schönheit ihre Liebhaber in blutige Kriege verwikkelte, die sie durch ihre freiwillige Ersäufung in der Weichsel endigte.

Die Wenden werden ihrem Körper nach als ein grosses, nervichtes Volk geschildert. Ihre frische, rothe Gesichtsfarbe kündigte ihre Gesundheit an, und ihre frühe Angewöhnung, die Beschwerlichkeiten der Arbeit, der Reisen, der Handlung, des Krieges zu ertragen, erhielt ihren Körper stark und fleischigt.

Sie

Sie wohnten nicht so einzeln und zerstreut, als die Sveven; sie erbauten ihre Häuser in zusammenhängenden Reihen, errichteten Dörfer und Flekken, und führten Garts oder Grots, Schlösser, auf, die bald zu Städten anwuchsen. Frühzeitig kommen Stettin, und Julin auf dem jezzigen Werder Wollin in Vorpommern als wichtige Städte vor. Noch merkwürdiger war Wineta, ein berühmter Handlungsplaz auf einer Insel in der Ostsee ohnweit Usedom. Griechische, Rußische, christliche Kaufleute aus den entferntesten Gegenden Deutschlandes hielten sich hier auf. Ihre Häuser waren freilich nicht mit denen von der jezzigen Bauart zu vergleichen; sie bestanden blos aus Holz und Leim. Doch daß sie in der Baukunst nicht ganz unerfahren waren, zeigen die prächtigen Tempel dieser Stadt, die mit Schnizwerken, mit goldnen und andern metalnen Gözzen, mit Bildern von Menschen, Thieren, besonders Vögeln, welche sie bis auf ihre Farben selbst sehr ähnlich vorzustellen wusten, geschmükt waren. Die Meereswellen verschlangen im Anfange des zwölften Jahrhunderts die Insel nebst der von den alten Chronikenschreibern so sehr gerühmten Stadt. Bei niedrigem Wasser soll man noch die Trümmern derselben erblikken können — Brandenburg oder Brennabor welches eine im

Walde

Walde erbaute Stadt nach der gewönlichen Meinung bedeutet, wird sehr häufig erwähnt, obgleich die Zeit ihrer Erbauung ungewiß ist. Ausserdem waren die Städte Dragowitz und Rhetre berühmt.

Ihre Kleidung bestand nicht mehr aus blossen Thierfellen, wie bei den Deutschen; sie bereiteten schon aus wollenen Zeugen, aus grober Leinwand, und aus Pelzwerk die Bedekkungen ihres Körpers. Sommer und Winter waren sie einerlei angezogen, und das nämliche Gewand, das sie vor der Kälte schüzte, hielt auch die Sonnenstralen ab. Ihre Kleider hingen lang herunter, nur die Ermel lagen enge an; die Mannspersonen waren weniger bedekt als das weibliche Geschecht.

Ihre Speisen waren mannigfaltiger, und mehr durch Kunst erzeugt, als wir es bei den Völkern im vorigen Abschnitte gefunden haben. Ihr Fleiß bearbeitete den Akker, ihre Aemsigkeit legte Gärten an, ihr betriebsamer Geist lehrte sie, eigne Heerden von Kühen und Schafen zu halten. So gewannen sie der Natur Güter ab, welche sie gern dem Fleisse in reichem Masse, und nur der Trägheit sparsam austeilt. Das Land der Wenden war, nach den Berichten ihrer eignen Feinde, ein schöner segensvoller Garten, reich an reifenden Weizenfeldern, an fruchtbringenden Bäumen,

an mannigfaltigen Gartengewächsen, die noch jezt von den Ueberbliebenen dieses. Volks so vorzüglich gepflegt werden. Ihre Heerden versorgten sie mit Milch und Butter, die Wälder mit Fleisch von wilden Thieren, die zahlreichen Seen und Flüsse mit Fischen, die Bienenzucht mit Honig und Meth. Nur Feigen, Wein und Oehl fehlte ihnen, um ihr Land das gelobte nennen zu können. Gewiß die schönste Lobrede auf das Volk, das ihm selbst nicht ihre bittersten Gegner, die christlichen Mönche, deren blinder Bekehrungseifer freilich nicht den erwarteten Eingang fand, versagen konnte.

Schon hieraus erhellt, daß ihr sittlicher Karakter nicht so verdorben, nicht so häßlich gewesen sei, als sich ihre Unterdrükker bemüht haben, ihn mit den schwärzesten Farben zu malen, um so ihre eignen Gewalttätigkeiten und Schandthaten gegen ein unschuldiges Volk zu beschönigen. Eine Nazion, die den Akkerbau treibt, steht gewiß schon in der Aufklärung des Geistes und Herzens eine Stufe höher, als der Wilde, der nur Jagd und Krieg liebt. Landbau bindet den Menschen an einen steten Wohnsiz; er bekomt ein Vaterland, und gewinnt dies Vaterland lieb, das Land, wo er zuerst athmete, das ihn speiset und kleidet, das ihm Schuz und Obdach verleihet; hier wünscht er ferner im Frieden zu leben und zu sterben,

und

und es seinen Nachkommen ungestöhrt zu übergeben. Hierdurch wird sein Freiheitstrieb geadelt, sein Heldenmut zu Beschüzzung seines Erbteils erwekt, und die natürliche Liebe zu den Kindern verstärkt. Jezt bedarf er der Hülfe Andrer im höhern Grade; sie fodern seine Gegendienste; diese Notwendigkeit lehrt ihn die geselligen Pflichten. So wird die Pflege des Akkerbaues ein fruchtbarer Boden, auf dem eine reiche Saat der schönsten Tugenden aufsproßt. Und so finden wir es auch bei den Wenden. Bei vielen Flekken, die mehr die damaligen Zeiten, als sie selbst verunstalteten, hatten sie eine Menge guter Eigenschaften, die ihnen bei der gerechten Nachwelt zur Ehre gereichen. Strassenraub, Mordbrennen, Wollust und Meineid waren ihnen so unbekant, daß sie jener schreklichen Gegenanstalten, wodurch bei den Christen das Laster in Schranken gehalten werden muß, völlig entbehren konnten; daß sie die christlichen Heidenbekehrer verlachten, wenn sie ihnen von den Vorzügen und seligen Folgen einer Religion predigten, deren Bekenner doch nur durch Galgen und Rad und Tortur von Ungerechtigkeit und Freveltaten abgeschrekt würden. Weder ihre Häuser, noch ihre Zimmer, oder Kasten waren verschlossen; Hab und Gut, Kleider und Geräthe lagen offen da; und nie hatte ein Diebstal

sie

sie genötigt, durch Eisen und Schlösser ihr Vermögen zu verwahren. Nie bekräftigten sie ihr gegebenes Wort durch Eidschwüre; das hiesse, sagten sie, voraussezzen, als könnten sie unehrlich handeln.

Auf die edelste Art zeigten sie sich bei Ausübung der Gastfreundschaft. Ohne Ausname empfingen sie jeden Fremden zu jeder Tagesstunde mit Freuden, und sezten ihm, was der Landbau, die Jagd und Fischerei ihnen darbot, reichlich vor. Sie suchten eine Ehre darin, ihren Gast recht verschwenderisch zu bewirten; es war daher nichts seltenes, daß sie zwanzig Schüsseln mit den geschmakvolsten Gerichten angefült auftrugen. Um diese Tugend jederzeit ausüben zu können, erlaubten sie sich ein Laster, das sonst unerhört war: der Aermere brach in der Reichern Häuser ein und nahm sich, ohne aber sonst etwas zu berühren, so viel Narungsmittel, als er seinem Gastfreunde mitteilen wolte. Jeder Hausvater hatte stets in einem ofnen Nebenzimmer einen Tisch mit vollen Schüsseln besezt, wo jeder Bekante und Unbekante zu jeder Stunde frei essen und trinken konnte. Die verzehrten Speisen wurden sogleich durch neue ersezt, und des Ungeziefers wegen mit einem Tuche zugedekt. Wer je einen Fremden abwies, welches aber höchst selten geschahe, der wurde für ehrlos gehalten,

und sein Haus nebst allen Gerätschaften verbrannt. Eben diese Mildtätigkeit bewiesen sie auch gegen ihre Armen; Betler fand man gar nicht; denn die Unvermögenden ernährte die ganze Gemeine, und die Gesunden waren frühzeitig gewöhnt worden, ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen; wozu es keinem an Gelegenheit fehlen konnte, da ausser dem Akkerbau schon einige Künste unter ihnen blühten, schon einige Handwerker zum Bedürfnis geworden waren. Ihr Handel hatte sich, wie die oben angeführte Stadt Wineta beweiset, weit über Deutschland und den Norden ausgebreitet; Heringe, Bier, Meth, Salz, wollene Tücher wurden in entfernte Länder verführt, und so viele tausend Hände auf die nüzlichste Art beschäftiget. Die Verzierungen ihrer Tempel, die Verfertigung so vieler Schilde, Lanzen und andrer Waffen, womit sie die Deutschen versorgten, die Menge ihrer gegoßnen Gözzenbilder, und die Bergwerke der Böhmischen Wenden zeigen offenbar, daß diese als so rauh verschriene Nazion die Deutschen Völker an Kultur wo nicht übertreffen doch auch nicht weit vor sich voraus gelassen habe; und daß diese Pflege der Künste, diese Treibung einiger Handwerke, diese Besorgung des Landbaues nicht ohne wohltätige Einflüsse auf ihre sittliche Denk- und Handlungsart geblieben sein könne.

Aber

Aber Unkraut wächst auf jedem Boden, und oft neben den schönsten Früchten am stärksten. Eben diese Wenden, welche sich so mildtätig gegen Fremde bewiesen, zeigten sich grausam gegen die, an die sie die Natur durch doppelte Bande der Liebe geknüpft hatte. Sie ermordeten ihre alten, schwachen Eltern, ihre kranken Kinder und ungesunde Knechte. Erklären läßt sich diese Härte gegen ihre nächsten Verwandten und Hausgenossen, die sie als Menschen lieben, als Kinder ehren, als Eltern schäzzen, als Herren erhalten solten, vielleicht wol aus den Grundsäzzen ihrer Religion, nach denen nur die im Kriege Erwürgten, oder die durch einen gewaltsamen Tod ihres Lebens Beraubten an den Freuden ihres Himmels Anteil nehmen konnten. Allein traurig, und für die Menschheit erniedrigend bleibt's doch immer, daß Gewohnheit und übel ersonnene Lehre den Menschen selbst gegen die laute Stimme der Natur taub machen können.

Ihre **Regierungsform** war weder eine **monarchische**, noch eine **republikanische** zu nennen. Alle erkannten zwar ein gemeinschaftliches Oberhaupt, das sie **Krole** oder **Kral**, so viel als König nannten; zu einem wirklichen Könige aber fehlten ihm die eigne gesezgebende Macht, die unumschränkte Gewalt, und die fürstlichen Einkünfte. Seine eignen

Güter

Güter musten ihn ernähren, sein Wille sich nach den Aussprüchen der Volksversamlungen richten, und seine Würde vor der Unzufriedenheit der Untertanen zittern. Unter diesen waren die furchtbarsten für ihn die Supan's und Knesen, Gerichtsherrn ganzer Distrikte und Ländereien, die von den Pan's oder Edlen des Volks erwählt wurden. Denn der ganze Staat der Wilzen oder, wie sie auch genannt werden, der Lutizer, war in eine Menge Unterdistrikte zerteilt, deren Grenzen genau anzugeben, wol sehr schwer sein möchte. Die wichtigsten davon waren folgende: das Land der Heveller oder der Heveldünergau von Rathenow und der Dosse an, neben den Ufern der Havel bis in die jezzige Ukermark, wovon Brannibor der Hauptort war; das Gebiet der Brizaner unter der Havel im jezzigen Zauchischen, Luckenwaldischen, Teltowischen, und dem Sächsischen Kurkreise, wovon Treuenbriezen seinen Namen haben soll; der Gau der Lebuser zwischen der Oder, der Spree und der Lausiz, deren Benennung ein Kreis und eine Stadt bis auf unsere Zeiten erhalten haben; der Stoderaner an der Spree im jezzigen Storkowischen bis Berlin, und dann an der Havel; der Distrikt der Ukrer in der Ukermark bis an die Oder in Pommern; der Gau der Tollenzier an der Tollensee in der

Meklen-

Meklenburgischen Herrschaft Stargard und Pommern; und der Rhedarier an der Pene in Vorpommern im jezzigen Anklammischen Kreise.

Die Obern dieser verschiednen Distrikte, die Supan's und Knesen hatten indessen keine eigentliche Gerichtsbarkeit; sie konnten so wenig neue Anordnungen machen, als bürgerliche Verbrechen bestrafen. Dies behielt sich der ganze Gau selbst vor. Sie versamleten sich in dem Kretzschem, dem Gerichtsort. Bald wählte man die Dorfschenken dazu, weswegen diese auch jenen Wendischen Namen führen

War ein Krieg beschlossen, so wurde Niemand gezwungen, dem Heerführer zu folgen. Jeder, den Muth und Herzhaftigkeit beseelte, ergrif die Waffen, eine dikke Keule, Bogen und Pfeile nebst einem langen Streitmesser, und erkämpfte sich Ruhm und Ehre, oder ging in die Wonungen der Götter ein, wenn er den ehrenvollen Tod für's Vaterland gestorben war. Keine harte Strafe nötigte, kein reicher Sold lokte sie, in Gefahren und Schlachten zu eilen, und doch strömten Scharen von mutigen Kriegern herbei, die Wunder der Tapferkeit verrichteten; aber auch Denkmäler der rohesten Kriegswuth hinter sich zurükliessen. Städte wurden in Äsche, blühende Fluren in Wüsteneien verwandelt, und Männer, und Weiber

und

und Kinder ihrer Rache aufgeopfert. Da wurde nicht des zitternden Greises, nicht des wehrlosen Mädchens, nicht des unmündigen Säuglings an der Mutter Brust geschont. Da wurden Grausamkeiten begangen, die das menschliche Gefühl empören: Kriegsgefangene, an Säulen angebunden, schlug man auf den Kopf mit derben Prügeln, bis sie der Marter erlagen; Diesen schnitt die Unmenschlichkeit der Sieger den Leib auf; spießte Jene mit spizzigen Pfählen; und schlachtete Andre den Göttern zum Opfermal. Grausamkeiten, wozu sie durch ähnliche Behandlungen der Christen, durch den Geiz und die Gewalttätigkeiten der Heidenbekehrer — die öfter mit Feuer und Schwerd, als den sanften Waffen der Ueberredung und Belehrung sie von ihrem väterlichen Glauben abzuwenden suchten — durch die drükkende Sklaverei, und die schweren Auflagen, die ihnen die Sieger aufbürdeten, bewogen wurden. Am unerträglichsten war ihnen die Einführung des Zehnten, womit die Neubekehrten von den Bischöffen und Mönchen belegt wurden; und weit mehr noch die Härte, mit der man ihn eintrieb. Sie, die nicht einmal ihren Fürsten bestimmte Abgaben entrichteten, wolten sich noch weniger von Priestern ein Joch auflegen lassen, das zu drükkend für ein freies Volk war. Daher widersezten

sie

sie sich mit dem hartnäkkigsten Widerstande jeder Aendrung in ihrer Religion, und brachten am liebsten die christlichen Lehrer ihrer Wuth zum Opfer dar.

Aber eben kein Teil ihrer Verfassung ist so schwer zu bestimmen, als der Zustand ihrer Religion, die Anzal ihrer Götter, die Verehrung derselben, die Begehung ihrer Feste und die Lehrsäzze ihres Glaubens. Doch scheinen sie zuvörderst den **Wodan** oder **Odin** als den Gott des Krieges, von dem schon im vorigen Abschnitte einiges erwähnt worden, angebetet zu haben. Es erhellt dies aus einer alten Abschwörungsformel, deren man sich bei Bekehrung der Wenden zum Christentum bediente. Der Heidenbekehrer fragte zuerst:

Forsachistu Diabolå — versagst du dich, oder entsagst du dem Teufel? — worauf der Wende antwortete:

Ec — ich — forsacho Diabolå.

Sodann:

End — und — allum Diabolgelde — Gilde, Gesellschaft —?

End ec forsacho allum Diabolgelde.

End allum Diabolå, **Wercum** — Werken —?

End ec forsacho allum Diabolå **Wercum** en **Wordum**, ende **Wodan**,

en

en Saxen Othe — Odin — ende allum then Unholdum — den Unholden — the hira Genotas sint — die ihre Genossen sind.

Zu diesem Wodan kamen die erschlagenen Krieger und alle, die nicht eines natürlichen Todes starben, und freuten sich mit ihm in dem oben beschriebenen Walhalla. Daher stürzten die Kinder ihre alten Eltern von Felsen herab, oder begruben sie lebendig; daher ließ sich der bejahrte oder kranke Fürst gern durch's Schwerd eines berühmten Helden oder des Wodan's selbst ermorden; daher erwürgten sich so viele andre mit dem Strik oder dem Dolche. Die Vorstellung von den Vergnügungen im himlischen Pallaste ihres Kriegsgottes war ihrem heroischen Geiste so reizend, hatte in ihrer Einbildungskraft so tiefe Wurzeln geschlagen, daß selbst nicht die christliche Religion damals, als sie algemein unter ihnen ausgebreitet worden, einen Irtum ausrotten konnte, der auf die irdische Wohlfart so schädliche Einflüsse hatte, der für die Menschheit so schaudervolle Auftritte darstellte.

Ausserdem verehrten sie den **Bilbog**, den weissen oder guten Gott, den Schöpfer des Weltall's, den Geber alles Glüks, und den Vater der Menschen. Sein Gegenbild war der **Czernibog** oder **Tschernibog**, der

schwar-

schwarze Gott, der Stifter alles Bösen, und der Urheber alles Uebels auf der Erden. Die Gestalt und die Art der Verehrung derselben ist unbekannt. In der Folge entstanden mehrere Untergötter von ihnen; die Regierung der ganzen Welt war zu weitläuftig, als daß der Bilbog allein sie besorgen konnte, er brauchte Gehülfen; besondre Ausflüsse seiner Macht, besondre Eigenschaften seines Wesens zerteilten sich in so viele neue Götter; mit einem Kopfe und einem Gesicht konnte er sein weitläuftiges Gebiet nicht umfassen; man schuf ihm und seinen Gehülfen mehrere Köpfe. So bildete sich endlich das Sistem Wendischen Aberglaubens und menschlichen Greuels.

Der Radegast — vielleicht Geist des Rath's — wurde von allen Slaven angebetet. Im Lande der Wilzen zu Rhetre — einem berühmten Orte, dessen Lage wir nicht mehr wissen, welchen indessen viele für das Meklenburgische Stargard, andre für Röbel halten — stand sein auf dem Grunde von Viehhörnern erbauter Tempel, wohin jährlich alle Wendische Völker kamen, ihn über ihr Schiksal befragten, sich seinen Rath ausbaten, ihm Rinder und Schafe, auch wol Kriegsgefangene und Heidenbekehrer zum Opfer brachten, deren Blut der Priester trank. Er wurde als ein grosser nakter Mann auf einer Säu-

le

le stehend, mit einem Vogel auf seinem krausen Haupte, einem Büffelskopfe auf der Brust, und einer Hellebarde in der linken Hand vorgestellt. Kaiser Otto der Grosse zerstörte den Tempel und Gözzen; beides aber wurde wieder hergestellt und erhielt sich bis in's zwölfte Jahrhundert.

Der Svantewit, der Gott des heiligen Lichts, der veränderte Bilbog, wurde hauptsächlich auf der Insel Rügen als ein Riese gestaltet, versehen mit sieben Menschengesichtern, sieben Degen an der Seite, und einem Horne in der rechten Hand, verehrt. An mehrern Orten, besonders zu Brandenburg und Stettin stand das Bild des Triglaf, das bald als eine Mannsperson, bald als ein Frauenzimmer, jedesmal aber nakt und mit drei Köpfen vorgestellt wurde. Der Gott des Todes war Flins, der nicht blos tödtete, sondern auch auferwekte. Die Andacht seiner Verehrer bildete ihn in der Lage eines Schlummernden, hüllte ihn in einen langen Mantel, gab ihm einen Stab mit einer Blase in die Hand, und stelte ihm einen Löwen auf die linke Schulter.

Diese Götter scheinen von der gesamten Nazion der Anbetung gewürdiget worden zu sein. Noch widmete jede besondre Völkerschaft, jeder besondre Gau, jede besondre Familie manchen andern Göttern ihren Dienst. So waren

die Robal's oder Robold's wohlthuende Hausgötter, die erst der Aberglaube der folgenden Zeiten in fürchterliche Schrekgestalten, in Hausgespenster umschuf.

Ihre Priester hiessen Pupen, wovon das Wort: Pope, die noch bis jezt gewönliche Benennung der Rußischen Geistlichen, herkommen mag. Sie befanden sich bei'm Tempeldienst sehr wohl. Denn, ob sie gleich weder Besoldung noch Zehnten erhielten, so war doch ihr Einkommen nicht unbeträchtlich, da sie sich einen grossen Teil der Geschenke, die das opfernde Volk den Göttern häufig brachte, zueigneten, da sie die köstlichen Speisen, welche leztern am Tage vorgesezt wurden, des Nachts verzehrten. Goldne und silberne Becher, Schalen von eben der Art, Trinkhörner mit Edelgesteinen besezt, wurden von den Reichern den Göttern verehrt. Nach glüklichen Schlachten weiheten ihnen die Sieger einen Teil der Beute, und hingen die feindlichen Waffen in ihren Tempeln auf. Die Kaufleute, welche, wegen des grossen Zuflusses der Menschen, ihre Waren bei den Tempeln auslegten, verschaften ihnen den reichsten Gewinn. Keiner durfte ein Stük verkaufen, keiner etwas Gekauftes nach Hause nehnen, als bis er eine Ware von vorzüglichen Wert den Göttern geschenkt hatte.

Unter

Unter ihren feierlichen Tagen sind zwei Feste merkwürdig, und wert zur Ehre der Nazion im Andenken erhalten zu werden. Sie sind das Todten- und das Erntefest. Jenes begingen sie im Anfange ihres Jahrs, im Frühlinge. Sie zogen insgesamt vor den Gau oder Flekken auf den Todtenakker, wo die Gebeine der Verstorbnen verbrannt zu werden pflegten. Hier erinnerte sich jeder seiner Geliebten, wünschte ihnen einen frohen Aufenthalt in den Wonungen des Wodan's, dachte mit Freuden an das Ende seiner Tage, an die Wiedervereinigung mit seinen Freunden, und die Vergnügungen des Himmels. Ein allgemeines Versöhnopfer für die Ruhe der Gestorbenen unter Absingung einiger Todtengesänge beschloß diese Feierlichkeit, die gewiß zur Bildung des Volkskarakters, zu der durchgängigen Verachtung des Todes nicht wenig beitrug. Einen frölichern Gegenstand hatte das Erntefest. Nach geendigter Einsamlung der Früchte begab sich das frohlokkende Volk zum Gott Svantewit, schlachtete ihm einige Thiere zum Dankopfer für den erhaltnen Erntesegen, goß in sein Füllhorn neuen Wein, und leerte den alten vorher aus, woraus man auf die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres schloß, wenn sich der Wein nicht vermindert hatte. Ein feierlicher Schmaus, ein heiliger Tanz am Ende

de

de des Festes zeigte, mehr als alles blosse Wortgepränge, ihr freudiges, zufriednes Herz, den besten Dank für die von den Göttern geschenkten Früchte.

Kein Wunder war's denn, daß eine solche Religion, die die Herzen zur Freude ermunterte, die den Helden und Streitern für's Vaterland die ersten Stellen, und die höchsten Ergözzungen des Himmels versprach, die ihren Bekennern so wenig Lasten auflegte, so wenig bestimte Abgaben von ihnen foderte, tiefe Eindrükke bei einem freiheitliebenden, kriegerischen Volke, mehr zur Uebung der körperlichen Kräfte, als der geistigen Betrachtung unsinlicher Gegenstände gewöhnt, machte, und die standhafteste Anhänglichkeit an ihren Gottesdienst erzeugte. Kein Wunder, daß die christliche Religion so wenig Eingang bei den Wenden fand; sie, die von ihrer ursprünglichen Reinigkeit bis zu den gröbsten Verunstaltungen herabgesunken war, die, statt Frieden und Ruhe der Seele zu gewähren, Tirannei über die Gewissen und Herrschaft über die Menschen ausübte, die den Verstand nicht durch lichtvolle einfache Lehren erhellte, sondern durch düstre, spizfündige Grillen verfinsterte, das Herz nicht besserte, tröstete, stärkte, sondern bei blossen Zeremonien ungerührt ließ, durch schwermütige

Schrek-

Schrekbilder niederschlug, durch unerträgliche Lasten zu Boden drükte. Eine solche Religion von geizigen, unwissenden Mönchen, die sich nicht einmal die Mühe geben wolten, die Wendische Sprache zu lernen, durch Feuer und Schwerd verbreitet, mit deren Anname eine Menge drükkender Abgaben, besonders die des Dezem's oder Zehnten verbunden war, die den Himmel mit trägen Mönchen und scheinheiligen Müßiggängern, nicht mehr mit Helden und Kriegern besezte, eine solche Religion konnte freilich einem Volke nicht annehmungswürdig scheinen, das seine Staatsverfassung und Freiheit mehr als das Leben liebte. Daher wichen sie nur der Uebermacht auf einen Augenblik, und wurden Christen, wenn der siegende König oder Feldherr sie dazu nötigte, kehrten aber auch bald wieder zu ihrem väterlichen Glauben zurük, sobald der Feind den Rükken gewandt hatte. "Der Gott, der im Himmel ist — so sagte einst ein angesehener Wende zu einem Sächsischen Fürsten, welcher sie unterjochte — "der sei dein Gott, und du sei unser Gott; "ehre du den ersten, wir wollen dich ehren." Hierdurch entstand jener unaustilgbare Haß der Wenden gegen die Christen, der sich von Kind zu Kindeskind fortflanzte, und ein stetes Mistrauen gegen sie unterhielt.

Die Geschichte des Wilzischen Staats

ist noch unbekannter und dunkler, als die Kenntnis, die wir von ihren Sitten und Einrichtungen haben. Sie rükten im sechsten und siebenten Jahrhunderte in die Mark ein, aber wol schwerlich so friedlich, als viele es glauben. Zwischen ihnen und den zurükgebliebenen Sennonen mögen vielleicht manche blutige Auftritte vorgefallen sein, ehe sie zum völligen ruhigen Besiz ihrer neuen Wohnpläzze gelangten. Doch da hier die Geschichte schweigt, so wollen wir uns in ein Feld, voll der widersprechendsten Vermutungen, nicht wagen. Aber auch von ihren nachherigen Thaten weiß der Erzäler ihrer Begebenheiten nur wenig, und von ihren innern Angelegenheiten fast nichts zu sagen. Und dies Wenige besteht in lauter Kriegen, ewigen Fehden und unaufhörlichen Streifereien, bis endlich ihres Streits und ihres Staats zugleich von Albrecht dem Bär ein Ende gemacht wurde. Wir eilen von den wichtigsten dieser Begebenheiten den Lesern mehr eine kurze Uebersicht, als eine ausfürliche Nachricht zu geben.

1. Karl's des Grossen Einfall in den Wilzischen Staat im Jahre 789.

Der erste gewisse Krieg, den die Märkischen Wenden geführt haben, die erste sichre Begebenheit, die wir von ihnen wissen, ist der Einfall Karl's in ihr Land. Dieser Fränkische König, der wegen seiner Staatsklugheit, Regierungskunst, Beförderung der Künste und Wissenschaften, der Einführung weiser Gesezze, und Aufhelfung des Akkerbaues, weit mehr noch, als wegen seiner ausgebreiteten Macht von der dankbaren Nachwelt den Namen des Grossen bekommen hat, besaß doch eine unersätliche Begierde nach Vermehrung seiner Länder, und gebrauchte oft Mittel dazu, die die Denkungsart seiner Zeit wol rechtfertigen, aber die unbestechbare Nachwelt bloß entschuldigen kann. So richtete er bald sein Augenmerk auf die Sachsen, einem Volke, das im jezzigen Niedersachsen und Westfalen wohnte, und das einzige von allen Deutschen Völkern war, das weder die Römer noch die Franken bis hieher unterjocht hatten. Karl fing im Jahre 772. jenen berühmten Krieg gegen sie an, der bis in's 33te Jahr dauerte, und wozu die christliche Religion, zu der er sie bekehren wolte

wolte, den scheinbarsten Vorwand gab. Furcht und Schrekken ging vor ihm her, und Glük und Sieg folgte ihm nach. Die Wilzen wurden hierauf aufmerksam, und die Besorgung, daß der Sieger nach Unterdrükkung der Sachsen auch ihre Freiheit ihnen rauben, ihre Staatsverfassung verändern, und ihren Gottesdienst verdrängen möchte, bewog sie, den Sachsen beizustehen, und wo möglich, einen furchtbaren Feind von sich abzuhalten, ehe er noch ihre Grenzen berührte. Andre Unruhen in Italien nötigten Karl'n, Deutschland zu verlassen; in seiner Abwesenheit vereitelten die Sachsen in Verbindung mit den Wilzen alle seine vorher glüklich durchgesezten Entwürfe. Karl schrieb daher mehr im befehlenden Tone des Monarchen, als der ermahnenden Sprache des fremden Fürsten an die Wilzen, um sie von der Unterstüzzung der Sachsen abzuwenden. Aber sie hielten es für rathsamer auf ihre eigne Sicherheit bedacht zu sein, als den Geboten eines gefärlichen Widersachers zu folgen; sie erfüllten seine Wünsche nicht. Dieser Ungehorsam verdroß einen König, der einem freien Volke doch keine Gesezze vorzuschreiben hatte. Er beschloß eine fürchterliche Rache. Franken und Sachsen, in so weit er sie besiegt hatte, Obotriten, Wendische Völker in Meklenburg, seine Bundesgenossen, und Friesen wur-

wurden aufgeboten, um ein unschuldiges Volk zu bestrafen, das sich unterstund, seine Freiheit zu behaupten. Mit diesen Völkern rükte er im Jahr 789. an die Elbe, wo ihm eine Flotte die Lebensmittel zufuhr. Er schlug zwei Brükken über diesen Fluß, und errichtete einige Schlösser zur Bedekkung an den Ufern desselben. Endlich ging er, man weiß nicht wo? mit seinem furchtbaren Kriegsheere über die Elbe und brach in's Land der Wilzen ein. Aber der Erfolg entsprach diesen grossen Zurüstungen nicht. Alles, was die Lobredner Karl's, die seine Thaten gern zu vergrössern suchten, von diesem Feldzuge zu erzälen wissen, ist dies, daß er grosse Verwüstungen in den Märkischen Ländern anrichtete, aber doch bald einen Vergleich mit den Wilzen einging, wornach er ihnen ihre Freiheit und Staatsverfassung gegen einen kleinen Tribut ließ. Ein gewisser Draoscio, oder Dragoid wird als damaliger regierender König der Wenden angegeben, der mit seinen Prinzen freiwillig in's feindliche Lager ging, die Friedensbedingungen mit Karl'n verabredete, zur Sicherheit Geisseln stelte, und sowol an seiner Person als Würde ungekränkt in seine Residenzstadt Dragowitz zurükkehrte.

2. Einfall der Wilzen in Nordalbingen, unterstüzt vom König Gotfried, im Jahr 810.

Die Wilzen, welche vorher von Karl'n in ihren Grenzen angegriffen worden waren, fielen nun in die seinigen ein. Was den Anlas zu diesem Ausfall gegeben habe, ob sie sich bloß von dem aufgelegten Tribut befreien wolten, ob sie von den Fränkischen Bundesgenossen, den Obotriten in Meklenburg gereizt worden, oder ob sie diese selbst gereizt haben, ist unbekannt. Da sie aber Karl's des Grossen weit ausgebreitete und sich immer mehr vergrössernde Macht kannten, so fühlten sie's wol, daß sie zu ohnmächtig wären, ein so fest gegründetes Reich zu erschüttern. Sie sahen sich daher nach Hülfe um, und fanden sie in dem Bündnisse, das sie nebst einigen andern Wendischen Völkerschaften mit **Gotfried** oder **Gotrik** I, der nicht von ganz Dännemark, sondern blos dem südlichen Teile der Halbinsel Jütland König war, schlossen. Nach andern Streifereien brachen die Wilzen im Jahre 810. in **Nordalbingen** ein, einem über der Elbe am Ausflusse derselben liegenden Lande, dem heutigen Hollstein; hier drangen sie bis **Hohbuch** oder **Hamburg** vor, verwüsteten das umliegende Land, schlossen leztre Stadt ein, und

und brachten die kaiserliche Besazzung so sehr ins Gedränge, daß sie sich ergeben und die Stadt den Feinden überlassen muste.

Auf der andern Seite zeigte sich **Gotfried** eben so siegreich, und dem Fränkischen Könige so furchtbar, als es noch keiner von den Nordischen Fürsten für Deutschland gewesen war. Er sandte ein zahlreiches Heer auf 200 Schiffen von Jütland aus, ließ es in Friesland landen, schlug dreimal damit die Fränkischen Truppen, erpreßte hundert Pfund Silber, und drohete, selbst Karl's Residenz **Aachen** zu bestürmen und zu zerstören. Aber bei dieser Drohung blieb es denn auch. Mitten in seinen grossen Entwürfen wurde er auf einer Falkenjagd von einem seiner eignen Diener ermordet. Sein Tod machte zugleich den Wendischen Streifereien ein Ende. Denn Gotfried's Nachfolger schloß 811. einen vorteilhaften Frieden mit den Franken, und die Wenden zogen sich, ihrer stärksten Stüzze beraubt, zurük. Die Nachrichten von diesem ganzen Kriege sind so unvolständig, daß wir nicht einmal wissen, ob die Wilzen mit in den Dänischen Frieden eingeschlossen worden, ob man ihnen den Tribut abnahm, oder ob sie diese Last noch länger haben tragen müssen.

3. Innre Angelegenheiten der Wenden; Absezzung des Krole Meligast 723. Fernere Begebenheiten derselben.

Von den innern Angelegenheiten der Wenden um diese Zeit hat uns die Geschichte blos folgenden merkwürdigen Vorfall aufgezeichnet. Nach dem oben angeführten Dragoid war ein gewisser Liubi Krole geworden; doch sagen die Schriftsteller nicht, in welchem Jahre er zur Regierung gelangt sei, ob er schon in dem Nordalbingischen Kriege, oder ob da noch sein Vorfahr geherrscht habe. Bekannt ist indessen sein Tod. Er starb 823, an der Spizze seines Heers in einem Gefechte mit den Obotriten, von leztern erschlagen. Er hinterließ zwei Prinzen, den Meligast, und den Celeadrag. Jener wurde als der ältre zum König ernannt. Aber er erfülte die Erwartungen nicht, die sich das Volk von ihm gemacht hatte; er schien den unzufriedenen Untertanen die Freiheiten der Niedern zu unterdrükken, und die Rechte der Obern zu kränken. Unwillig über eine solche eigenmächtige Regierung, und vielleicht vom jüngern Prinzen aufgewiegelt entsezten sie den Meligast des Reichs, und riefen den Celeadrag zum Krole aus. Meligast suchte indessen alle mögliche Mittel, sich noch zu erhalten, und

da er keines mehr fand, so suchte er es bei'm Erbfeinde seiner Nazion, den Franken, fand's aber auch dort nicht. Er eilte zu ihrem Könige **Ludwig dem Frommen**, dem Sohne Karl's des Grossen, der eben zu Frankfurt am Main einen Reichstag hielt. Aber auch **Celeadrag** reiste dahin, und wuste den gutmütigen, schwachen Kaiser durch die Vorstellungen des unüberwindlichen Hasses, den die Wilzen gegen seinen Bruder, und der grossen Anhänglichkeit, die sie für ihn zeigten, so sehr einzunehmen, daß ihn Ludwig für den rechtmäßigen König erkannte, eine Versönung zwischen den streitenden Brüdern, nach welcher **Meligast** dem Trone entsagte, stiftete, und beide mit reichen Geschenken versehen wieder nach Hause gehen ließ. Aus dieser Begebenheit scheint indessen noch keine Herrschaft der Fränkischen Könige über die Wilzen, sondern bloß soviel zu folgen, daß **Meligast** bei einem fremden mächtigen Fürsten Schuz gesucht und **Celeadrag** es für rathsam gefunden habe, um sich nicht der Gefahr eines bedenklichen Krieges auszusezzen, die Vermittlung eines andern Monarchen anzunehmen.

Unter den folgenden **Karolingischen** Königen, oder denen die von Karl dem Grossen abstamten, behaupteten die Wilzen ihre

Freiheit noch ungestörter. Karl's Nachkommen hatten teils den Geist ihres Ahnherrn, seine Klugheit, seinen Muth und alle jene grossen Eigenschaften nicht, wodurch das weitläuftige Fränkische Reich mächtig erhalten, und mehr ausgebreitet werden konnte; teils waren sie in inre oder wichtigere Streitigkeiten verwikkelt, als daß sie an eine völlige Unterjochung der Wenden hätten denken können. Es kam daher höchstens zu wechselseitigen Fehden, kleinen Streifereien und unbedeutenden Ausfällen, welche zu erzälen mehr Ueberdruß, als Unterhaltung gewähren würde. Wir lassen es daher bei dieser algemeinen Anmerkung bewenden, und gehen zu einem intressantern Abschnitte, dem von den **Markgrafen**, über.

III. Abschnitt.

Geschichte der Markgrafen der Nordmark im zehnten Jahrhundert bis auf den ersten Markgrafen von Brandenburg Albrecht, den Bär 1144.

Mark heißt ein Zeichen, wovon das Wort merken, bemerken noch üblich ist. Die Grenzen werden durch Steine, Bäume, Graben bezeichnet; diese Zeichen sind die Grenzmarken; bald wird die Marke statt der Grenze selbst gesezt. Mark und Grenze ist einerlei. Hiervon haben die Markgrafen ihren Namen; die Benennung zeigt zugleich ihre Bestimmung an. Sie solten die Grenzen des deutschen Reichs gegen die Einfälle fremder Völker beschüzzen, und Ruhe und Ordnung in den Grenzfestungen erhalten. Solche Markgrafen gab es in Schleswig gegen die Normänner; in Meissen gegen die Sorbenwenden; in der Lausiz gegen die Polen; im Osterlande an der Pleisse; und — was uns hier allein näher angeht — in der von den Sachsen bewohnten Altmark gegen die Wilzen. Leztre nannte man auch Grafen der

Nord-

Nordmark oder der wendische Mark, und späterhin Markgrafen von Soldwedel und Stade. Der Titel: Markgrafen von Brandenburg gehört diesen Fürsten nicht; denn das eigentliche Brandenburgische Reich war und blieb, aller Eroberungen ohnerachtet, im Besiz der Wenden, bis Albrecht der Bär die überelbischen länder unterjochte, und die Wendische Nazion unter seinen Szepter brachte. Er ist also mit Recht als der erste Markgraf von Brandenburg anzusehen.

Weit schwerer und vielleicht gar nicht zu bestimmen ist's, wer der erste Markgraf der Nordmark gewesen sei. Man hat viel drüber gestritten, und wenig ausgemacht. Die ganze Sache ist für den Geschichtsliebhaber von wenig Erheblichkeit; für ihn, der nicht sein Gedächtnis mit leeren Namen und unbedeutenden Wortgrübeleien beladen, sondern in den Begebenheiten der Vorzeit einen heilsamen Unterricht für den Verstand, eine edle Unterhaltung für den Geist, und eine sanfte Rührung für's Herz sucht. Ein solcher erwartet keine tiefen Untersuchungen über den Ursprung der Markgrafschaften überhaupt, und der nördlichen insbesondre. Ihm ist's genung zu wissen, daß entweder schon vor oder doch zu des grossen Kaisers Heinrich's I. Zeiten gewisse Befehlshaber den Auftrag bekamen,

die

die Grenzen Deutschland's gegen die benachbarten Wenden und andre Völker zu beschüzzen, daß sie aber noch keine Fürsten oder unabhängige Herren, sondern blosse Staatsbedienten waren, und erst späterhin das Eigentumsrecht über die Grenzländer als eine Belenung ihrer Verdienste erhielten.

Schwer ist's hier, die Grenzlinie zu ziehen, und zu sagen, wenn man anfangen solle, die Grenzbeschüzzer Markgrafen zu nennen, und noch unsichrer ist's, die Distrikte abzuzeichnen, die ihrer jedesmaligen Aufsicht übergeben waren. Man pflegt einige Markgrafen der nördlichen Mark zu nennen, von denen es gar noch nicht erwiesen ist, daß sie's waren. Da aber die Geschichte einige merkwürdige Züge von ihnen erzält, so wollen wir sie nicht ganz übergehen, sondern sie unter dem Titel:

Ungewisse Markgrafen der Nordmark

mit anführen. An ihrer Spizze steht

Siegfried von Ringelheim.

Die Eroberung der Wendischen Hauptstadt Brannibor oder Brandenburg wird gewönlich als die Veranlassung angesehen, bei welcher die nördliche Markgrafschaft errichtet, und

 der

der Graf Siegfried zuerst zu dieser Würde erhoben worden sei.

Seit dem Jahre 919. herrschte der Sächsische König Heinrich I. oder der Vogler über Deutschland; und das zu einer Zeit, wo das Reich von einer Menge barbarischer Völker angefallen, und bis in seinen Grundfesten erschüttert wurde. Es gehörte grade ein Fürst von der Weisheit, von der Entschlossenheit, von der Seelengrösse und dem Muthe, womit Heinrich erfült war, dazu, um den wankenden Staat zu unterstüzzen, und seine Dauer auf die Zukunft zu gründen. Er verbesserte zuerst die inre Verfassung des Reichs, befestigte die Städte, errichtete neue, übte sein Volk in den Kriegskünsten und stelte Ruhe und Ordnung wieder her. Nach diesen glüklich durchgesezten Entwürfen konnte er's wagen, die Deutschen Grenzen von den Schwärmen unruhiger Nachbarn zu reinigen. Im Jahre 926. brach er in das Land der Heveller oder den Heveldüner Gau ein, und trieb mehrere besiegte Haufen der Wenden, die ihr damaliger König Tugumir ihm entgegen gestelt hatte, vor sich her. Ueberzeugt, daß er hierdurch noch wenig zur Ruhe der Deutschen vor den Wendischen Streifereien ausgerichtet hätte, daß diese Erbfeinde der Christen nur desto eher von Rache entflamt nach seinem Abzuge neue Einfälle wagen

würden, beschloß er, nicht eher zu ruhen, als bis er ihre Hauptstadt erobert, ihr Land unterjocht und durch dies Mittel das Deutsche Reich gesichert hätte. Aber das war ein Unternehmen, mit unendlichen, für die damaligen Zeiten fast unübersteiglichen Schwierigkeiten verknüpft, und nur der Unerschrokkenheit eines Heinrichs auszuführen möglich. Tiefe Sümpfe, unzugängliche Moräste, weite Gewässer umgaben die Stadt Brandenburg, und schüzten sie gegen die Angriffe der feindlichen Krieger. Doch eben die Natur, welche Heinrichen so mächtige Hindernisse in den Weg legte, gab ihm bald Mittel an die Hand, sie zu überwinden. Ein strenger Winter kam dem Helden zu Hülfe. Die Sümpfe und Gewässer waren zugefroren. Heinrich ließ seine Truppen über's Eis bis an die Stadt anrükken, und schnitt ihr alle Zufuhr ab. Das leztre that desto mehr Wirkung, da Tugumir eine grosse Menge seiner Krieger nach Brandenburg gezogen hatte. Sie waren von Hunger und Mangel an Lebensmitteln so geschwächt und entkräftet, daß sie den Deutschen Truppen, welche Sturm liefen, nicht lange widerstehen konnten. Heinrich eroberte die Stadt, und zeigte eine Mäßigung, die ihm doppelte Ehre bringen muß, je seltner sie zu den damaligen Zeiten zu sein pflegte. Er verlangte bloß einen jährlichen Tribut

und die Annahme des Christentums von den Wenden, enthielt sich aller Gewaltthätigkeiten und Plünderungen, ließ sie bei allen ihren Rechten und Freiheiten, und zog ruhig wieder zurük.

In diesen Zeitpunkt sezt man die Errichtung der Markgräflichen Würde. Heinrich hatte die Hatburg, die Schwester des Ringelheimischen Grafens Siegfried zur Gemalin. Er machte, so sagt man, diesen seinen Schwager zum ersten Markgrafen Brandenburgs. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber nennen Siegfrieden bloß einen Grafen von Merseburg; vielleicht solte er mit ein wachsames Auge auf die Wenden haben. Ihr Markgraf war er aber wol nicht; denn Tugumir behielt ja seine Länder, und die Wilzen ihre Freiheit.

Thankmar.

Der Kaiser **Heinrich** I. war 936. gestorben. Sein Sohn **Otto** I. folgte ihm in der Regierung des Reichs, das von seinem Vater blühender verlassen, als übernommen wurde. Bald drauf starb auch der Graf Siegfried, wie einige wollen, von den Wenden erschlagen. **Thankmar**, des Kaisers Heinrich's Sohn von seiner ersten Gemalin Hatburg ersuchte seinen Stiefbruder **Otto** I. um die erledigte

Mark=

Markgrafschaft. Unter einem nichtigen Vorwande schlug man sie ihm ab. Seine Mutter Hatburg hatte einige Zeit vorher im Kloster gelebt, ehe sich Heinrich mit ihr vermälte. Die von Aberglauben verfinsterte, und von Herrschsucht geleitete Geistlichkeit erklärte diese Ehe für blutschänderisch und drang auf die Trennung derselben; der Kaiser muste dem blinden Religionseifer dies Opfer bringen, und sich von seiner geliebten Hatburg scheiden. Noch blieb hier der blinde Despotismus der Mönche nicht stehen: man erklärte zugleich alle mit der Hatburg rechtmäßig erzeugte Kinder Heinrichs für uneheliche: und Thankmar muste sich's gefallen lassen, für einen natürlichen Sohn des Kaisers angesehen zu werden. Dies war wenigstens der Vorwand, weswegen er die Markgräfliche Würde nicht erlangen konnte; der Markgraf solte zugleich die christliche Religion unter den Wenden ausbreiten; zu diesem Geschäfte war der Sohn einer aus dem Kloster entrissenen Gräfin freilich zu unheilig. Thankmar beruhigte sich mit diesen Gründen nicht. Er wolte das nun mit Gewalt erkämpfen, was er durch Freundschaft nicht erbitten konte. Er ergrif die Waffen, und eroberte die Festung Ehresburg. Doch bald verließ ihn sein anfängliches Glük. Sobald Otto mit seinem Heer anrükte, ergaben sich die Einwohner, und

aller

aller Bitten und Aufmunterungen des Thankmar ohnerachtet verliessen sie ihn. Der unglükliche Prinz suchte in den geheiligten Mauern einer Kirche Schuz, flohe auf einen Altar und legte seine Waffen auf denselben. Seine Feinde hielten es für eine Entweihung des Gotteshauses die Thüren zu öfnen; das aber für keine, durch's Fenster nach Thankmar'n zu schiessen. Von eiuem Spieß durchbohrt fiel er zu den Stuffen des Altars nieder. Sein Tod hatte sein Verbrechen noch nicht genung gerächt. Der erzürnte Kaiser hielt ein Gericht über ihn, verurteilte den Ermordeten und seine Anhänger, und ließ mehrere von leztern aufhängen.

Gero.

Der Kaiser Otto übertrug dem Grafen **Gero**, der schon über die östliche Mark oder die Lausiz die Aufsicht hatte, zugleich das Amt, welches Siegfried verwaltet, und Thankmar vergebens gesucht hatte. Gero hatte sich durch wichtige Dienste dem Kaiser empfohlen, und durch grosse Thaten das Vertrauen und die Achtung desselben erworben. Doch die wenigen Bruchstükke, die die Geschichte von seinen Verdiensten um das Deutsche Reich erzält, stellen seinen Karakter nicht eben im hellsten Lichte dar.

Wenn Treulosigkeit für Muth, Bestechung für Kriegskenntniß, und Bedrükkung für Seelengrösse angesehen wird, so mag er den Namen eines tapfern, klugen, starken Grafen verdienen. Doch die Geschichte schildre ihn besser durch Thaten, als wir durch Worte.

Der Kaiser Otto, den die Nachwelt mit dem Namen des Grossen, welcher vielleicht seinem Vater mit mehr Recht gebührte, benennt, hatte mit seinen nächsten Anverwandten, seinen Brüdern, seinem Sohne und Schwiegersohne, und in und ausser Deutschland fast unaufhörliche Kriege zu führen. Die Wenden benuzten diesen Zeitpunkt, um sich der Deutschen Herrschaft völlig wieder zu entziehen, und sich des jährlichen von Heinrich I. ihnen aufgelegten Tributs zu entledigen. Gero suchte dem Schlage zuvorzukommen. Unter dem Vorgeben der vertrautesten Freundschaft, die er mit ihren Grossen zu unterhalten den Schein annahm, bat er dreißig Wendische Fürsten zu einem frohen Gastmale zu sich. Ohne allen Argwohn nahmen sie die Einladung an, und zechten bis tief in die Nacht hinein. Der verrätherische Gero ließ sie alle dreißig mitten im Taumel ihres Rausches ermorden, in der Ueberzeugung, die Wendische Nazion desto gewisser geschwächt zu haben, da er die Edelsten ihrer

An=

Anführer ausgerottet hatte. Folgender alte Vers verewigt diese Schandthat, die Gero durch das Vorgeben, als ob ihm die Wendischen Fürsten meuchelmördrischer Weise nach dem Leben getrachtet, rechtfertigen wolte:

Zu Laußnitz erster Fürst war ich,
Dreißig Wendisch Herren tödtet' ich.

Aber Gero irrte sich sehr, wenn er durch diese Treulosigkeit die Wenden gedemüthiget zu haben vermeinte. Das vergoßne Blut ihrer Grossen foderte sie zur Wuth und Rache auf. Bald mit wenigern, bald mit mehrerm Glükke sezten sie ihre Streifereien und Kriege mit dem Gero einige Jahre fort. Der Markgraf nahm endlich wieder zu seiner gewohnten Kriegslist seine Zuflucht. Durch viele Geschenke und grosse Versprechungen brachte er den Krole Tugumir zu dem Entschluß, sein eignes Vaterland zu verrathen. Er war den Deutschen entgegen gegangen, und hatte die Beschüzzung der Hauptstadt Brandenburg seinem Enkel, oder wie andre wollen, seinem nahen Vetter, dem einzigen Ueberreste des königlichen Stammes, aufgetragen. Tugumir zog sich schnell nach Brandenburg zurük, unter dem Vorwande, daß er von den Sachsen verfolgt noch kaum ihren Händen entgangen sei. Er

erfüllte seine dem Gero gethanen Versprechungen nur zu genau. Das erste Opfer seines Meineids ward der königliche Befehlshaber der Hauptstadt; er ließ ihn ermorden, und übergab den Ort darauf dem Markgrafen Gero. Der ganze Gau der Heveller ward nun dem Deutschen Reiche bis an die Oder hin unterworfen, das Volk zur Abgabe eines jährlichen Tributs und zur Annahme des Christentums verpflichtet, und zur Sicherheit legte man zu Brandenburg und Havelberg starke Festungen an.

Vielleicht eben so wohl aus Staatsklugheit, als aus Eifer für die christliche Religion errichtete der Kaiser Otto mehrere bischöfliche Sizze in den eroberten Ländern, und bedachte die Bischöffe mit fast verschwendrischer Freigebigkeit. Im Jahre 946. stiftete er das Bistum Havelberg und 949. das zu Brandenburg, welche er darauf dem Magdeburgischen, das er zu einem Erzbistum erhob, unterwarf. Die Denkungsart der Menschen lernt man am besten aus ihren eignen Worten, Gedanken und Schriften kennen. Wir rükken daher den merkwürdigen Stiftungsbrief des Bistum's Brandenburgs, als des in der Hauptstadt errichteten, aus dem lateinischen Original übersezt hier ein.

Stiftungsbrief des Bistum's zu Brandenburg.

Im Namen der heiligen und unzertrenbaren Dreinigkeit! Wir **Otto**, von Gottes Gnaden König, halten es für verdienstlich für alle Frommen, auf die Ausbreitung des Glaubens und die weitre Bekantmachung der christlichen Religion bedacht zu sein. Daher haben wir beschlossen, auf den Rath und mit Zuziehung des Ehrwürdigen Prälaten und Bothschafters der Römischen Kirche **Marini**, wie auch der Erzbischöfe (des Mainzischen) **Friedrich**, und (des Hamburgischen) **Adaldag**, mehrerer Bischöfe und unsers theuern Bruders **Bruno**, und unsrer Reichsgehülfen, besonders auch unsers geliebten **Herzogs** und **Markgrafen Gero**, in unserm eigentümlichen Gebiete, das in des leztern Markgrafschaft liegt, im Lande der Slaven, im Heveldüner Gau einen bischöflichen Siz zur Ehre unsers Herrn und Heilandes, und des heiligen Petrus, des ersten unter den Aposteln, anzulegen; welchen wir dem Ehrwürdigen Prälaten **Thitmar** anweisen. Zugleich schenken wir der dortigen Kirche die gegen Mitternacht liegende Hälfte vorbenanter Stadt, nebst der nördlichen Hälfte der ganzen Insel, auf welcher die Stadt erbaut ist; ausserdem auch die Hälfte aller dahin gehörigen

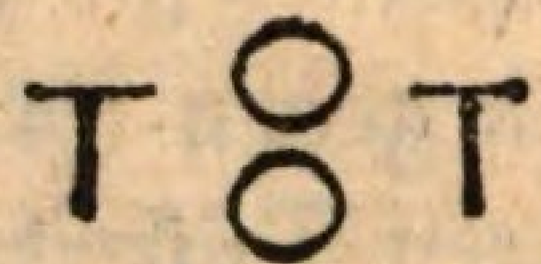
Weiler,

Weiler, und die beiden Städte Priccervi und Ezeri mit ihrem Zubehör. Ferner unterwerfen wir noch folgende Provinzen dem oben bemerkten bischöflichen Stuhl: Morazien, Cicrvisti, Ploni, Zpriavani, Heveldun, Uwkri, Riaciani, Zamzici, Daßien, Lusiz. Zur Grenze des Bistums bestimmen wir den Oderflus gegen Morgen, die Elbe gegen Abend und Mittag, und die eben gemeldeten Provinzen Uwkri, Riaciani, Daßien gegen Mitternacht. Von allen diesen genanten Distrikten überlassen wir der Kirche den Dezem; wovon wir jedoch die Städte Bidriz, Guntmir, Pachow, Mokrianiz, Burg, Grabo, Ciertuw, und die zu ihnen gehörenden Dörfer ausschlüssen. Denn diese haben wir mit Einwilligung des oben angeführten Ehrwürdigen Bischofs Thitmar den Mönchen im Kloster zu Magdeburg, das zu Ehren des heiligen Moritz, und des heiligen Innozenz erbaut ist, zu ihrem Niesgebrauch vermacht, wofür jedoch der Abt des Magdeburgischen Klosters den Brandenburgischen Bischof zur Zeit, wo er zu predigen und Neulinge in den Schooß der Kirche aufzunehmen hat, unterstüzzen soll. Es soll aber die Kirche in einer jeden der drei Städte, Bidriz, Burg und Mokraniz, drei Faß Meth, zwei Biere, zwei Schweine, zwo Gänse, zehn Hühner, sechs Frischlinge, und sechs Fuder Futter für

Pferde

Pferde bekommen. Und damit diese unsre Schenkung durch alle folgende Zeitläufte hindurch unangetastet und stets gültig bleibe, so haben wir öfters erwähntem Bischofe Thitmar gegenwärtige Urkunde, von unsrer eignen Hand unterschrieben, und mit unserm Insiegel bekräftiget, ausfertigen lassen.

Siegel des Durchlauchtigsten Königs



Bruno, Kanzler, durchgesehen anstatt des Erzkanzlers Friedrich.

Gegeben den 1ten Oktober, im Jahr der Menschwerdung unsers Herrn Jesu Christi 949, in der 7ten Indiction *). Im 13ten Jahre der Regierung des Herrn Otto, des unüberwindlichsten Königs; so geschehen zu Magdeburg im Namen Gottes. Amen!

Noch einmal erwähnt die Geschichte des Gero, und dies bei Unterjochung der Ukkermärker; einer Begebenheit, die wir um so weniger

*) Indiction oder Römische Zinszahl ist eine Zeitrechnung, die einen Raum von 15 Jahren enthält, und alsdann wieder von forn anfängt. Sie hat ihren Namen von dem Zins, den die Römer am Ende einer solchen Indiction bezahlen musten. Diese Zeitbestimmung ist völlig un-

niger übergehen können, da sie sich im Inren der Mark Brandenburg ereignete. Während dem, daß Otto die Heveller als seine Untertanen betrachtete, Abgaben eintrieb und Bistümer errichtete, zog sich in einer andern Gegend ein Gewölk zusammen, das ein schrekliches Ungewitter verkündigte. Nakko und Stoinef, ein Paar edelmütige Brüder, erfült mit dem ächten Geiste der Tapferkeit, zeigten sich als Abkömlinge einer Nebenfamilie des vom Gero ausgerotteten königlichen Stammes der Wenden. Sie warfen sich zu Anführern der Ukrer, Tollenser, Circipaner und andrer Wilzischen Völkerschaften auf, machten Ansprüche auf das Land der Heveller und die königliche Würde, und fielen den Kaiser Otto im Jahre 955. grade zu einer Zeit an, wo er auch auf einer andern Seite von den Hunnen beunruhiget wurde. Leztern ging er selbst mit seinem Heer entgegen; wider die Wenden schikte er den Sächsischen Herzog Hermann Billing. Die beiden Wendischen Prinzen foch=

unnüz, und komt bloß in den Reichsurkunden vor. Sie geht drei Jahr vor der christlichen Zeitrechnung voraus. Daher muß man zu der Jahrzahl drei addiren, und die Summe durch 15. dividiren, wenn man das Jahr der Indiction bestimmen will, welches die übriggebliebene Zahl anzeigt.

fochten mit solchem Muthe und so viel Geschik-lichkeit, daß sich Hermann nach einigen unglük-lichen Angriffen in eine befestigte Stadt, — welche einige für das ohnweit der Uckermär-kischen Grenze in Ruppinischen Kreise liegende Gransee, andre für Garz in Vorpommern an der Oder halten — werfen muste. Der Ort wurde von den Wenden eng eingeschlossen, und heftig bestürmt; und der Sächsische Herzog sahe kein Mittel zu seiner und seiner Truppen Errettung, als sich zu ergeben. Die Sieger erlaubten allen freigebornen Sachsen mit ihren Weibern und Kindern einen ungestörten Abzug, wenn sie ihre Sklaven und Güter zurükliessen. Ein unbedeutender Umstand vernichtete die ge-nommene Abrede, und hatte die wichtigsten und nachteiligsten Folgen für die Wenden. Ein Sachse verliebte sich während ihres Auf-enthalts in der Stadt in eine Wendische Magd und heirathete sie. Der Wende, bei dem sie vorher gedient hatte, foderte sie als seine Leib-eigne zurük, bekam aber statt der Antwort von dem Sächsischen Ehemanne einige derbe Stöſ-se ins Gesicht. Er beklagte sich hierauf bei seinen Landsleuten über Gewaltthätigkeit und über gebrochene Friedensbedingungen, nach de-nen bloß die freien Sachsen die Stadt verlas-sen könnten. Die Wenden fanden diese Kla-ge gerecht, erklärten die Deutschen für bund-

brüchig,

brüchig, ermordeten alle Männer von ihnen und machten die Weiber und Kinder zu Gefangnen.

Otto war gegen die Hunnen glüklicher, als Hermann gegen die Wenden, gewesen; er hatte sie in einer Hauptschlacht besiegt. Jezt richtete er seine gesamte Macht gegen die Wilzen, und beschloß wegen der eben erzälten verübten Grausamkeit derselben eine fürchterliche Rache zu nehmen. Weder die Gesandschaft der beiden Prinzen Stoinef und Nakko, noch ihre billigen Friedensvorschläge konnten den Zorn des aufgebrachten Kaisers besänftigen. Er brach im Herbste des nämlichen Jahres in der Feinde Land ein, und bezeichnete seine Schritte mit Verwüstungen, mit Schutt und Aschenhaufen. Aber bald hätte ihn seine Hizze in sein eignes Verderben geführt. Er drang bis an einen gewissen Fluß vor, den die Schriftsteller Raxa nennen. Weite Moräste verhinderten ihn, drüber zu sezzen. Hinter seinem Rükken waren grosse, dikke Wälder, wo ihm die Wenden den Rükzug dadurch verschlossen hatten, daß sie über die Wege starke Bäume fällten und sie mit Soldaten dekten. Am jenseitigen Ufer des Flusses hatte sich das mächtige Heer der Feinde gelagert.

Der

Der Kaiser befand sich in der äussersten Verlegenheit, die dadurch noch grösser ward, daß Hunger und Krankheiten viele seiner Krieger dahinraften. Kein Mittel schien mehr zu seiner Errettung übrig, als den Feind nun selbst demütig um Friede zu bitten, den er vorher trozzig abgewiesen hatte. Gero war ohnstreitig der geschikteste zu einem Geschäfte, wozu Klugheit, List, und Ueberredungskunst erfodert wurden. Er erhielt den Auftrag zur Vermittelung; und seine Schuld war's gewiß nicht, daß er ihn nicht befriedigend ausführen konnte. Er bot alle Künste der Beredsamkeit auf, um einen standhaften Gegner seinen Wünschen geneigt zu machen. Zuerst suchte er ihn durch die reichsten Geschenke zu verblenden, und durch die schmeichelhaftesten Versprechungen zur Verräterei zu bewegen. Aber er fand keinen alten, an Leib und Seele schwachen, eigennüzzigen Tugumir im Stoinef. Mit gerechtem Unwillen lehnte dieser edelmütige Prinz einen so entehrenden Antrag von sich ab, und mit einem bittern Hohngelächter zeigte er ihm die Verachtung, die ein so schändliches Anerbieten verdiente. Gero glaubte ihm drauf durch die Vorstellung der Macht, der persönlichen Tapferkeit, der Rachsucht des Kaisers Zaghaftigkeit einjagen zu können. Das waren aber leere Schrekbilder

für

für den Stoinef, dessen männliche Seele alles, nur Furcht nicht, kannte. Noch einmal wagte es Gero, ihn zu bewegen zu suchen; jezt wolte er ihn auf der Seite der Großmuth fassen. "Es ist, sagte er ihm, ein schlechter Ruhm, den Feind in die Enge zu treiben, der, von unübersteiglichen Schwierigkeiten gehindert, seinen Muth nicht zeigen kann. Belebt euch Wenden wahres Gefühl der Tapferkeit, der Kriegskenntnisse, der Unerschrokkenheit, so laßt uns entweder ungehindert über den Fluß sezzen, oder komt selbst zu uns herüber, damit beide Heere freies Feld gewinnen, und mit gleichen Vorteilen kämpfen." Hier hielt Stoinef seinen Zorn nicht länger zurük, er brach in Drohungen und heftige Reden gegen den niedrigdenkenden Gero aus, und ließ ihm den Abscheu, den er gegen ihn selbst und den Kaiser fühlte, merken. So endigte sich auf einmal die ganze Friedensvermitlung, und Gero hatte noch den Kummer, mit verdientem Gespötte von einem edlen, heldenmütigen Prinzen abgewiesen zu werden. Jezt konnte bloß ein verzweifelter Angrif den Kaiser noch retten. Er selbst stelte sich, als wolte er mit seinem Heere über den Fluß sezzen und dem Feinde eine Schlacht liefern. Während dem nun Stoinef diese Absichten Otto's zu vereiteln suchte, schlug Gero eine

Bayerische Staatsbibliothek München

Meile vom Lager entfernt drei Brükken über die Raxa, und führte den größten Teil der Deutschen Krieger hinüber. Stoinef merkte es zu spät, ging ihm aber doch entgegen, und hatte das Unglük, mit seinen abgematteten Truppen von dem kraftvollen Heere Otto's geschlagen zu werden. Seiner grossen Tapferkeit ohnerachtet muste er selbst die Flucht ergreifen. Nur zwei seiner Diener begleiteten ihn, die sich endlich nebst ihm der Ruhe wegen in einem Gebüsche in's Gras lagerten und ihre Waffen bei Seite legten. Hier überraschte sie ein gewisser Deutscher Edelmann, Namens Hosed, der dem wehrlosen Stoinef den Kopf abhieb, den einen seiner Begleiter gefangen nahm, da der andre unterdessen seinen Herrn treulos verlassen hatte. Die Wenden wurden bis tief in die Nacht hinein verfolgt, erwürgt, und ihr Lager geplündert. Otto feierte den Sieg folgendes Tages durch ein Schauspiel, wodurch er sich gewiß nicht den Namen des **Grossen**, welcher auch im Feinde Tugend und Muth ehrt, erwarb. Er stekte des heldenmütigen Prinzen Stoinef's Haupt auf eine lange Stange, ließ noch siebenzig Wendische Gefangne um dieselbe herum erwürgen, und dem unglüklichen Staatsdiener, der in Hosed's Hände gefallen war, die Augen ausstechen, die Zunge aus-

ausreissen, und mitten unter die Leichen der Ermordeten stellen.

Stoinef's Bruder, Nakko war der heidnischen Grausamkeit des christlichen Siegers entgangen; er wolte seiner Landsleute Blut rächen. Mehrere Jahre führte er den Krieg fort, wo er dem Kaiser, den andre Streitigkeiten in andre Gegenden riefen, vielfache Wunden schlug. Doch endlich muste er der Uebermacht der Deutschen weichen. Das ganze Land der **Ukrer** nebst einigen benachbarten Völkern wurde der Herrschaft Otto's unterworfen, die dortigen Wenden zinsbar gemacht und zur christlichen Religion genöthiget. Des **Nakko** wird nicht weiter erwähnt.

Gero vertauschte endlich, von mancherlei häuslichem Unmuth gedrükt, das Geräusch des unruhvollen Weltlebens mit der Stille der heiligen Einsamkeit. Im Jahre 965. ging er in das Kloster zu **Gernrode**, einem im Anhalt Bernburgschen liegenden Orte, das er selbst gestiftet hatte. Er genoß den sanften Frieden der Klosterruhe nicht lange. Denn noch in eben dem Jahre starb er daselbst. Viele halten ihn für den ersten sichern nördlichen Markgrafen; doch ohne Grund. Denn nirgends wird eine deutliche

Spur seiner Stadthalterschaft in der Altmark gefunden, und dort war doch der eigentliche Siz der nördlichen Markgrafen. Er wird vielmehr stets als Beschüzzer der östlichen Mark, das heißt der Lausiz, angegeben, ob er schon zugleich die Aufsicht über etliche Stämme der Wilzen erhielt. Welche Veränderung unmittelbar nach des Gero Tode mit der Markgräflichen Würde vorgegangen, kann nicht bestimmet werden, und wir wollen diese Lükken weder mit alten noch neuen Muthmassungen ausfüllen, sondern sogleich zu der Reihe der wirklichen nördlichen Markgrafen fortgehen.

Gewisse Markgrafen der Nordmark.

1. Dietrich.

Aus welcher Familie er herstamme, in welchem Jahre er Markgraf geworden, ob unter Otto, dem Grossen, oder nach dessen 973. erfolgten Tode unter Otto II, sagt die Geschichte nicht. Aber dies meldet sie, daß er durch seine Härte, durch seinen Stolz, und seine Rauhigkeit die Wenden zur Empörung und zum Abfall vom Christentum und der Deutschen Herrschaft gereizt, und sich selbst in's Verderben gestürzt habe.

Seine Denkungsart gab er im Jahre 979. bei einem in vieler Rüksicht merkwürdigen Vorfalle zu erkennen. Ein gewisser Graf **Waldo** klagte einen andern, Namens **Gero von Alvensleben** bei dem Kaiser an. Beide wurden nach Magdeburg geladen, um hier in Gegenwart mehrerer ansehnlichen Fürsten Deutschland's ihre Streitigkeit durch einen Zweikampf zu entscheiden. Der Aberglaube, als ob Gott des Unschuldigen Hand unmittelbar stärken, und die des Bösewichts kraftlos machen würde, hatte die grausamste und unsinnigste aller Sitten geheiligt. Waldo ward heftig verwundet, und fiel bald drauf todt zu Boden. Gero sank auch, ward, so unschuldig er auch, vermöge den Gesezzen des Duell's, hätte befunden werden sollen, von einem Scharfrichter in Stükken gehauen, und den Vögeln zum Raube hingeworfen. Jeder gab sein gerechtes Misfallen, nur ein Geistlicher und Markgraf **Dietrich** aber seine grosse Freude über diese schändliche That des Kaisers zu erkennen.

Von einem Manne, der solche Gesinnungen gegen seine eignen Landsleute zeigte, konnten sich die Wenden noch weniger versprechen. Stat ihr Beschüzzer und Versorger zu sein, ward er ihr Unterdrükker und Tirann. Die

an

an den Staat zu zahlenden Abgaben und der an die Geistlichen zu entrichtende Zehnte wurden mit der äussersten Strenge eingefodert, und mit der größten Härte erhöht. Beides war den Wenden eine ungewohnte Last, beides lehrte sie, daß der vorgespiegelte Bekehrungseifer der Christen mehr von dem Wunsche, ihr Vermögen zu besizzen, als dem, ihre Seelen zu retten, angefeuret würde. Sie beschlossen, ihre Freiheit auf's theuerste wieder zu erkaufen. Folgender Umstand, erzählt man, soll den Ausbruch der Wendischen Empörung veranlaßt und beschleunigt haben. Mistewoi, Fürst der Obotriten, einer im Meklenburgischen wohnenden Völkerschaft, verlangte des Sächsischen Herzogs Bernhard Nichte zur Gemalin. Dietrich widerrieth diese Heirath mit den Worten: man müsse eine so edle Prinzeßin nicht einem Wendischen Hunde geben. Mistewoi antwortete, daß ein starker Hund wenigstens gut bellen und beissen könne; und er wolle beides so gut thun, daß den Deutschen Hören und Sehen vergehen solle. Was es auch mit dieser Anekdote für eine Bewandnis haben mag, so ist doch so viel gewiß, daß Mistewoi mit allen benachbarten Wenden einen Bund schloß, um die Deutschen aus ihren Besizzungen zu verdrängen. Im Jahre 982. brach die Hauptempörung aus; ein Heer von

mehr

mehr als 30 000 Wenden rükte in die von den Sachsen eroberten Wendischen Länder ein, eroberte die Festung Havelberg, ermordete die kaiserliche Besazzung, und marterte mit unmenschlicher Grausamkeit die Christen, besonders die Geistlichen, und den Bischof Udo zu Tode. Einigen schnitten sie die Haut auf dem Kopfe kreuzweis auf, und zogen sie über die Ohren; andre stürzten sie in Brunnen; schoben diese in brennende Bakofen, hingen jene in den Rauch. Die Domkirche ward in einen Schuthaufen verwandelt, und jede Spur des Christentums in dortiger Gegend ausgerottet. Den dritten Tag nach der Einnahme von Havelberg stand dieser furchtbare Haufen schon vor den Thoren **Brandenburg's**. Der Markgraf **Dietrich**, der die Festung verteidigen solte, verlohr auf einmal seinen trozzigen Muth; furchtsam ergrif er nebst dem dortigen Bischoffe **Volkmar** die Flucht. Im ersten Sturm eroberten die Wenden die Stadt, zerstörten, wie in Havelberg, die Festungswerke und die Kirche und hauseten mit gleicher Wuth. Ihr Haß gegen alles, was christlich hieß trieb sie an, den schon vor einiger Zeit von den Heveldünern erschlagenen Bischof **Dedilo** aus seiner Gruft wieder auszugraben, den Leichnam zu berauben und schreklich zu mishandeln, die Kirchen-

chengeräthe mit sich zu nehmen und jeden, der ihnen in den Weg kam, niederzustossen. So wurden den Deutschen auf einmal alle Wendischen Besizzungen entrissen, das Christentum ausgerottet, und der Gözzendienst von neuem hergestellt Ein langer Zeitraum verfloß, ehe die Deutschen diese gesamten Länder wieder erkämpfen und auf immer behaupten konten.

Der Kaiser **Otto** II. überlebte diesen Verlust nicht lange. Im Jahre 983. starb er. Er hinterließ einen unmündigen Prinzen gleiches Namens, über den teils seine Mutter und Großmutter, teils sein naher Anverwandter Heinrich, Herzog von Baiern, die Vormundschaft führen wolte. Der Markgraf Dietrich, der, mit dem algemeinen Vorwurf, an den Wendischen Unruhen allein Schuld zu sein, beladen, kein gutes Schiksal für sich ahndete, schmeichelte bald den weiblichen, bald dem herzoglichen Regenten; und demütigte sich vor Heinrichen so sehr, daß er ihn barfuß um Verzeihung seiner Versehen wegen bat. Doch seine jezzige sklavische Unterwürfigkeit konnte ihn so wenig, als seine ehemalige übermütige Härte vor dem Unglük retten, im Jahre 984. seiner Markgräflichen Würde förmlich entsezt zu werden. Von allen Hülfsmitteln entblößt ging er in ein Kloster

zu

zu Magdeburg, wo ihn die Gutmütigkeit der Mönche in seinem Elende unterstüzte und ihm eine Pfründe verschafte, die er bis an seinen Tod genoß. Er starb 985.

2. Luther von Walbek.

984 — 1003.

Graf Luther erhielt wegen seiner Tapferkeit, und seinen ansehnlichen, in der Nähe der nördlichen Markgrafschaft liegenden, Gütern die Würde, von welcher Dietrich verdrängt worden war. Unter ihm wurde Brandenburg zweimal teils durch Macht, teils durch Verräterei wieder erobert, fiel aber auch zweimal in die Hände der Wenden zurük. Beinahe hätte Luther das nämliche Schiksal, was seinen Vorgänger stürzte, erfahren. Seit dem Jahre 994. in welchem Brandenburg von seinem treulosen Befehlshaber den Deutschen übergeben ward, dachten die Wenden an nichts angelegentlicher, als an die Wiedereinnahme einer Stadt, von deren Besiz ihre Sicherheit und Freiheit abzuhängen schien. Vier Jahre drauf, 998. brachten sie ein starkes Heer zusammen, und richteten ihr Hauptaugenmerk auf Brandenburg. Der Markgraf Luther erhielt Befehl vom Kaiser, schleunig die Truppen zusammen zu ziehen. Während

der

der Zwischenzeit wurde dem Magdeburgischen Erzbischof Gieseler die Vertheidigung jener Stadt aufgetragen. Denn damals war es nichts ungewönliches, Geistliche an der Spizze der Krieger zu finden. Die Wenden rükten an. Sie hatten nicht Lust, die Verstärkung der Besazzung durch Luther's Ankunft abzuwarten. Sie suchten den Erzbischof zu einer Unterredung zu bewegen, und in ihr Lager zu lokken. Der geistliche Stadthalter ging in die Schlinge. Er nahm die Einladung an, und fuhr heraus. Doch kaum merkte er den Betrug, kaum stieß er auf einen Haufen feindlicher Krieger, als er sogleich aus dem Wagen sprang, sich auf ein schnelles Roß schwenkte, und nur mit Noth den Feinden entrann, und in die Stadt zurük kam. Seine Begleitung ward niedergehauen, und so die Besazzung geschwächt. Dieser gefahrvolle Zufall erfüllte den Erzbischof mit solcher Furcht, daß er ängstlich auf den Tag wartete, an dem er ein Amt niederlegen konnte, wozu ihn weder innrer noch äußrer Beruf auffoderte. Ohne Luthers Hülfstruppen zu erwarten, verließ er die Stadt, sobald die Zeit, bis zu welcher er die Festung schüzzen solte, verflossen war. Unterwegens begegnete er dem Markgrafen, übergab ihm seine bisherige Aufsicht und sezte seine Rükreise eiligst fort. Als sich Luther

der

der Stadt näherte, sah er drinnen ein fürchterliches Feuer, das bei Gieselers gewirrevollem Abzuge von ohngefehr entstanden war, wüthen. Schnell schikte er dem Erzbischoffe nach, um ihn um seine Wiederkunft und Unterstüzzung bitten zu lassen. Gieseler war froh, der ersten Gefahr entgangen zu sein, und hielt's nicht für rathsam, sich in eine zwote zu begeben. Dieser algemeinen Verwirrung wusten sich die Wenden zu bedienen; sie brachen in die Stadt ein, und eroberten sie glüklich. Luther rettete sich durch die Flucht; ward aber nachher vom Kaiser zur Verantwortung gezogen. Der Erzbischof, ohnedem schon durch seinen Stand geschüzt, stelte die ganze Sache so vor, als ob der Markgraf die einzige Ursach des Verlusts dieser wichtigen Stadt wäre. Luther würde gewiß seine Markgräfliche Würde verlohren haben, wenn er sich nicht durch einen Reinigungseid gerechtfertiget hätte.

Im Jahre 1002. spielte der Markgraf Luther bei der Regierungsveränderung des Deutschen Reichs eine wichtige Person. Der mutige, hofnungsvolle Kaiser Otto III. starb in seinem 22ten Jahre in Italien. Vom Ottonischen Stamme war nur noch ein Zweig übrig, der Herzog Heinrich von Baiern, der aber

wenig Liebe bei den Deutschen Fürsten und wenig Hofnung, zum Kaiser erwählt zu werden, hatte. Ausser ihm suchte am eifrigsten **Ekkard**, Markgraf von Thüringen und Meissen, die deutsche Krone an sich zu bringen. Und es würde ihm bei seinem Ansehen, bei seiner Macht, und bei der Abneigung, die man gegen Heinrichen hatte, gelungen sein, die mehrsten Stimmen zu erlangen, wenn nicht der Markgraf **Luther** seine Wünsche vereitelt hätte. Haß und Rachsucht waren die vornehmsten Triebfedern, die **Luthern**, gegen Ekkard zu arbeiten, bewogen. Die Geschichte giebt uns die Quellen dieser Feindschaft an; sie waren folgende:

Luther hatte einen einzigen Sohn, Namens **Werner**, und Ekkard eine einzige Tochter, die **Luitgard** hieß. Beider Eltern verabredeten eine Vermälung zwischen ihnen, worüber sie selbst mehr aus Liebe, als aus kindlichem Gehorsam ihre Zufriedenheit bezeigten. Aber **Ekkard** brach bald sein gegebnes Wort. Der Kaiser Otto III. ward von der Luitgarde blendender Schönheit gerührt, verliebte sich in sie, und erhielt keine abschlägige Antwort, als er um sie anhielt. Der Kaiser wolte noch zuvor einen Feldzug nach Italien endigen, ehe er die Vermälung volzöge. **Ekkard**

kard muste ihn dahin begleiten. Aus Furcht, daß Luitgard in ihres abwesenden Vaters Hause vor dem hizzigen Werner nicht sicher sein möchte, wurde sie der Base des Kaisers, der Aebtißin Mathilde zu Quedlinburg, in's Kloster zur Aufsicht übergeben. Aber Werner achtete weder Gefahren, noch die geheiligten Mauern; er drang in's Kloster, entführte seine Geliebte, und ließ sich mit ihr gesezmäßig verbinden. Die Aebtißin hielt diesen Raub für ein doppeltes Verbrechen; sie bot anfangs die gesamte Macht der benachbarten Fürsten auf, um die Luitgard Wernern mit Gewalt wieder zu entreissen. Da sie aber erfuhr, daß die Ehe bereits volzogen wäre, berief sie als damalige Reichsverweserin die Deutschen Fürsten auf einen Landtag nach Magdeburg, wozu sie die Neuvermälten unter Bedrohung der Reichsacht vorfodern ließ. Werner erschien barfuß mit seiner weinenden Luitgard, er erbot sich eine grosse Summe Strafgelder zu erlegen, wenn man ihn nur nicht von seiner Gemalin trennen wolte. Die Aebtißin blieb unbeweglich. Die Ehe wurde zerrissen, Werner aller Strafe entlassen, und seine Luitgarde, ihrer Tränen, ihrer Bitten ohnerachtet in's Kloster zurükgeführt.

Längst wünschte sich Luther, der seinen Sohn zärtlich liebte, eine Gelegenheit seine

Rache

Rache am Markgrafen Ekkard zu befriedigen. Jezt zeigte sie sich ihm bei Besezzung des Kaisertrones. **Ekkard** hatte auf einer besondern zu Frose im Magdeburgischen gehaltenen Versamlung die mehrsten Sächsischen Fürsten auf seine Seite gebracht. **Luther** aber überredete sie, sich durch einen Eid zu verbinden, keinem eher ihre Stimmen zu versichern, als bis sie auf dem algemeinen Reichstage, der zu **Werle** — einem im heutigen Bistum **Hildesheim** gelegenen, jezzo verwüsteten Orte — gehalten werden solte, erschienen sein würden. **Ekkard** suchte nun **Luther's** Gunst zu erlangen, bekam aber die kaltsinnige Antwort: "er hätte sich vorher um das vierte Rad am Wagen bekümmern sollen." Durch unsers Markgrafen Einfluß ward er auch wirklich übergangen, und **Heinrich** von Baiern erwählt. Zur Belonung erhielt **Luther** vom neuen Kaiser die Bestätigung in allen seinen Würden, und sein Sohn **Werner** die Erlaubnis, seine **Luitgard**, nachdem ihr Vater erschlagen worden war, wieder aus dem Kloster zu holen. Bei dem deswegen angestellten Freudenfeste fand **Luther** seinen Tod. Von zu starken, einige sagen, mit Gift angefülten Getränk berauscht, endigte er plözlich am 25. Jan. 1003 zu Köln am Rhein sein Leben, woselbst er auch begraben ward. Von seiner Gemalin **Godila** hinterließ er einen einzigen

zigen schon mehrmals gedachten Sohn, Werner, von dem wir sogleich mehr sagen werden. Unter seinen fünf Neffen, von denen einige angesehne Bistümer bekleideten, verdient Ditmar, Bischof zu Merseburg, bekannt durch seine vortrefliche Geschichte der Sächsischen Könige und Kaiser, und seine vor andern seiner Zeitgenossen sich auszeichnende Gelehrsamkeit, besonders angemerkt zu werden.

3. Werner von Walbek.

1003 — 1009. st. 1014.

Aus Achtung für die Verdienste seines Vaters, und bewogen durch ein Geschenk von 200 Mark, welche Godila in den kaiserlichen Schaz zahlte, erwählte Kaiser Heinrich II. den Graf Werner zum nördlichen Markgrafen. Hizzig wie in der Liebe, so in jedem andern Fall, hatte Werner nie gelernt, seine Leidenschaften zu mäßigen; sein jugendliches Feuer machte schnell jeden Gedanken zur That, brachte ihn aber auch um seine Würde und sein Leben.

Unter ihm wurden die Wenden wieder beruhigt, und mit vorteilhaften Bedingungen für die Deutschen mit ihnen ausgesöhnt. Der Kaiser schifte von Merseburg aus auf der Sa-

le die Elbe hinunter, bis **Werben**, schloß Friede mit den Wenden, verpflichtete sie wieder zu Bezalung des Tributs und Dezem's und zu Aufbauung der zertrümmerten Festung Arneburg, trente alle zwischen Christen und Heiden geschloßne Ehen und verlangte, daß ferner kein christlicher Sklave mehr an einen Wendischen Herrn bei Strafe des Kirchenbannes verkauft werden solte. Niemand verkennt hiebei die Einflüsse der Geistlichkeit, von der sich der sonst so vortrefliche Kaiser zu sehr lenken ließ, wofür er freilich zur Dankbarkeit den Beinamen des **Heiligen** erhielt.

Folgsam nicht bloß, sondern auch freigebig gegen die Geistlichen schenkte der Kaiser dem Magdeburgischen Erzbischof die Stadt Arneburg, an welche **Werner** ein näheres Recht zu haben glaubte, da sie in seiner Mark lag, und einem seiner Verwandten gehört hatte. Laut gab er sein Misfallen drüber zu erkennen. Einer seiner Hasser, Graf **Dedo** von **Wettin**, nahm hiervon Gelegenheit, ihn bei'm Kaiser zu verläumden und so hart anzuklagen, daß ihn nur noch eine Krankheit, in die er plözlich verfallen war, vor der augenbliklichen Absezzung schüzte. Die Untersuchung der Klagsache ward bis zu seiner Wiedergenesung verschoben. **Dedo's** Feindschaft ging weiter.

Aus

Aus Furcht vielleicht, daß des Kaisers Zorn durch die Länge der Zeit besänftiget werden, und **Werner** unbestraft bleiben möchte, wolte er ihm doch einigen Schaden zufügen. Er ließ **Wolmerstädt**, eine zu jenes Erbgütern gehörige Stadt, in Brand stekken. Nun hielt sich Werner's Zorn nicht länger. Er erfuhr, daß **Dedo** von Tangermünde geritten käme. Mit zwanzig Kriegsleuten und seinem Vetter **Friedrich** von **Walbek** eilte er ihm entgegen, grif seinen obgleich von vierzig Mann begleiteten Gegner hizzig an, und opferte ihn glüklich seiner Rache auf. Diese Ermordung des kaiserlichen Günstlings zog Wernern **Heinrichs** völlige Ungnade, und seine förmliche Absezzung im Jahre 1009. zu. Doch das Glük verfolgte ihn weiter. Weil er einmal den Polnischen König **Boleslaus**, den Feind der Deutschen besucht und mit seinen Gesandten vertraut gesprochen hatte, wurde er zur Verantwortung gefodert, und wegen seines Aussenbleibens in die Acht und seiner Güter verlustig erklärt. Nur durch grosse Geldsummen erlangte er die Befreiung von der Acht, und die Wiederaufnahme zum Deutschen Reichsgliede.

Der härteste Schlag, der ihn völlig zu Boden warf und ihm Gut und Leben raubte, war-

tete seiner noch. Seine zärtlich geliebte Luitgard war 1012. gestorben. Zwei Jahre drauf lernte er ein gewisses Fräulein Reinhilde von Beichlingen, die Erbin ansehnlicher Güter in Thüringen, kennen, ward von ihrer Schönheit eingenommen und wünschte, sich mit ihr zu vermälen; ein Wunsch, zu dessen Erlangung er wenig Hofnung hatte. Denn Reinhilde hatte dem Kaiser ein Versprechen thun müssen, sich nie ohne seine Einwilligung zu verehlichen. Und Werner konte auf Heinrichs Gunst gewiß nicht viel rechnen. Seine gewohnte Hizze hielt daher den kühnsten Schritt für den sichersten. Er entschloß sich, sie mit Gewalt zu entführen. Eines Sonntags brach er mit einigen seiner Freunde in's Schloß zu Beichlingen ein, und riß die Fräulein wider ihren Willen mit sich fort. Durch ihr Geschrei erschrekt, eilten die Wächter herbei. Werner übergab Reinhilden seinen Begleitern, um mit ihr davonzueilen und in einer gewissen Entfernung auf ihn zu warten, während dem er sich mit den Burgleuten herumschlüge. Er hielt leztre durch sein Gefecht vom Nachsezzen zurük; und sobald er glaubte, daß seine Freunde weit genung voraus sein möchten, stieg er von seinem Pferde, um über die Schloßmauer zu springen. Hier fiel ihm ein losgerissener

Stein auf den Leib, und verwundete ihn so heftig, daß er nur mit vieler Mühe seinen Gefährten nachfolgen konte. Diese trugen ihn in eines Pächters Haus auf einem kaiserlichen Landgute. Der treulose Wirth verrieth ihn dem Kaiser. Sogleich ward beschlossen, ihn bis Merseburg führen zu lassen, seine Güter einzuziehen, und ihn, wenn er die Reinhilde ohne ihr Mitwissen entführt hätte, mit dem Tode zu bestrafen. Die Grafen Bernhard, Günzel und **Wilhelm** von **Weimar** wurden abgeschikt, ihn gefangen zu nehmen. **Wilhelmen**, seinem alten Freunde reichte er die Hand, versicherte aber die beiden andern, daß sie seiner nie habhaft werden solten, wenn er seinen Degen zu führen vermöchte. Man konte ihn nicht weiter, als bis Ellerstädt, eine und eine halbe Meile von Beichlingen, bringen, woselbst er den folgenden Tag mit aller Standhaftigkeit starb. Sein Vetter Ditmar, Bischof von Merseburg, ließ ihn zu Walbek neben seiner Gemalin Luitgard begraben.

4. Bernhard I.

1009. — 1018. oder 1019.

Bernhard war des oben erwähnten Markgrafen **Dietrichs** Sohn, und gelangte nach

Werners Absezzung zur Markgräflichen Würde. Die Geschichte weiß von ihm fast nichts, als seine ewigen Streitigkeiten mit dem Magdeburgischen Erzbischof Gero zu erzälen; Streitigkeiten, wobei er desto mehr den kürzern ziehen muste, da der Kaiser Heinrich II. ein so grosser Verehrer der Geistlichen war. Er wolte einstens des Nachts, man weiß nicht warum? den Erzbischof zu Magdeburg überfallen, ward zwar durch des leztern Krieger zurükgehalten, hatte aber doch einen Edelmann von ihnen erschlagen, und einen andern verwundet. Dies Vergehen zog ihm die Strafe des Kirchenbannes zu, von dem er nur durch die Demütigung befreit werden konte, daß er 1017. am Neujahrstage den Erzbischof barfus um Vergebung bat, und Besrung angelobte. Erst im folgenden Jahre wurden alle Irrungen gänzlich beigelegt, nachdem der Markgraf auf des Kaisers Befehl 50, andre sagen 500 Mark Strafgelder an den Erzbischof gezahlt hatte. Seit dem wird Bernhards Name von den Schriftstellern nicht mehr genannt; und blos hieraus hat man den Schluß gemacht, daß dieses oder das 1019te Jahr sein Todesjahr sei, ob dies schon nirgends ausdrüklich gemeldet wird.

5. Bernhard II. st. 1044.

Von ihm ist noch weniger als von seinem Vater bekannt. Alle Nachrichten von ihm schränken sich darauf ein, daß er des vorigen Markgrafen, **Bernhard I.** Sohn war, daß er lebte, regierte und starb. Das Stillschweigen, das die Geschichte in Absicht seiner beobachtet, rührt wahrscheinlich daher, daß der im Jahre 1024. zum Deutschen König erwählte Fränkische Graf, **Konrad II.** seine Kriegsscharen selbst gegen die Wenden anführte, wobei man nur seiner, nicht aber der Unterfürsten erwähnt. Von des **Konrad's** Feldzügen müssen wir einiges, was auf die Nordmark Beziehung hat, erwähnen.

Nach Endigung andrer Kriege war der Kaiser ernstlich bedacht, die Wendischen Unruhen beizulegen. Zwar waren die Wilzen unter Markgraf **Wernern** zur Erlegung eines jährlichen Tributs von neuem verpflichtet worden. Doch ihr Freiheitsgefühl bewog sie, keine Gelegenheit, sich ihrer Bürde zu entledigen, ungenuzt zu lassen. Bei Regierungsveränderungen, bei anderweitigen Kriegen der Deutschen machten sie immer wieder Versuche, ihre unabhängige Freiheit zu behaupten. Der Kaiser hielt 1034. eine Reichsversam-

lung zu Werben, ließ die Wendischen Völker dazu einladen, und wolte hier eine förmliche Untersuchung über die entstandnen Unruhen zwischen den Deutschen und Wenden anstellen. Die Sachsen beschuldigten die Wilzen, die Wilzen wieder die Sachsen, und keiner wolte, wie natürlich, Unrecht haben. Das sicherste Auskunftmittel schien endlich ein Zweikampf zwischen zwo der mutigsten jeder Nazion zu sein. Die Deutschen stelten einen wohlgerüsteten Christen, die Wenden einen unerschroknen Heiden in Gegenwart beider Völker auf den Kampfplaz. Beide verliessen sich auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auf den Beistand ihres Gottes, und die Stärke ihres Arms; beide fochten mit unglaublicher Herzhaftigkeit; doch erkämpfte der Wende den Sieg, und erlegte seinen Gegner. Seine Landsleute waren nun fest überzeugt, daß die Gottheit selbst ihre Unschuld dargethan hätte, und schon zükten sie die Schwerdter, um die Sachsen ihrer Wuth aufzuopfern; indessen hielt sie noch die Ehrfurcht vor'm Kaiser zurük. Das geringste, was die Wenden nun mit Recht fodern zu können glaubten, war: eine hinlängliche Genungtuung für den ihnen von den Deutschen zugefügten Schaden. Durch den Erfolg der Sache widerlegt und beschämt behaupteten jezt die Deutschen, was sie freilich

lich wol hätten vorher einsehen und behaupten sollen, daß ein Zweikampf nicht der Probierstein der Wahrheit und Unschuld sein könne. Hierdurch wurden die ganzen Friedensunterhandlungen unterbrochen, und der Krieg mit gewönlichen Streifereien noch einige Jahre fortgesezt. Schaudervoll und entehrend für den christlichen Namen ist's, was ein Geschichtschreiber von **Konrad's** Verfahren gegen die Wenden erzält. Er stellte mehrere der Gefangnen um ein Kruzifix, ließ ihnen die Hände und Füsse abhakken, die Augen ausstechen, die Zungen ausreissen, und sie zulezt des qualvollsten Todes sterben. Diese eines gefühlvollen Menschen, und mehr noch eines aufgeklärten Christen unwürdige Grausamkeit solte ein Versöhnopfer für die Beschimpfungen sein, welche einige Wenden einem hölzernen Christuskreuze, wie man sagte, angethan hätten! Am Ende sahen sich die Wenden doch noch genötigt, den Frieden vom Kaiser **Konrad** II. unter den härtesten Bedingungen anzunehmen. Sie musten die Kriegskosten ersezzen, einen stärkern Tribut bezahlen, und Geisseln stellen.

Ob der Markgraf **Bernhard** II. an diesen erzälten Begebenheiten Anteil genommen habe, kann aus den ältern Nachrichten nicht

nicht erwiesen werden; doch scheint es wahrscheinlich zu sein. Es wird die Zeit seines Todes selbst nicht einmal bestimt; gewönlich gibt man das Jahr 1044. als sein Sterbejahr an. Er verließ von zwo Gemalinnen, wovon die lezte eine Wendin, oder Rußin war, drei Kinder männlichen und zwei weiblichen Geschlechts, unter denen nur die beiden Söhne **Wilhelm** und **Otto** für unsre Geschichte merkwürdig sein werden.

6. Wilhelm.

1044 — 1056.

Wilhelm war der älteste Sohn des Markgrafen **Bernhard** II, nach dessen Tode er die Nordmark erhielt. Der Kaiser **Konrad** II. war schon 1039. gestorben, und sein Sohn **Heinrich** III. ein Prinz voll Hofnung, mit Kentnissen, Muth und Entschlossenheit ausgerüstet, zu seinem Nachfolger erwählt worden. Der Kaiser liebte unsern Markgrafen zärtlich, und fühlte seinen Tod so tief, als wol wenig Fürsten ihrer Freunde Verlust betrauren mögen. Und dieser Tod **Wilhelms** ist das einzige, was wir von ihm zu erzälen wissen. Es ist aus der ganzen Reihe der bisher gelieferten Nachrichten bekannt, daß

die Wenden nie abliessen, neue Kriege anzufangen, wenn kaum ein voriger geendiget war. Im Jahre 1056. fielen sie die Deutschen Grenzen an. Wilhelm ging ihnen entgegen. Am Zusammenflus der Havel und Elbe stand damals das nun zertrümmerte Schloß Prizlaw. Hier trafen sich beide Heere, und lieferten eine blutige Schlacht. Markgraf Wilhelm focht mit dem unerschrokkensten Muth, eilte selbst in die größten Gefahren, und stürzte endlich mit so viel Wunden bedekt zur Erden, daß man seinen Körper nachher unter dem Haufen der Erschlagenen nicht mehr erkennen konnte. Die Wenden erkämpften hier den volständigsten Sieg, jagten die Feinde teils in's Wasser, teils hieben sie sie in Stükken. Heinrich III. ergözte sich unterdessen mit der Jagd im Harzwalde; die Nachricht von dieser verlornen Schlacht, nochmehr aber die vom Tode seines geliebten Markgrafen war ein Donnerschlag für ihn, der ihn zu Boden warf. Vor Betrübniß starb er sieben Tage drauf.

Seit Bernhard I. scheint die Markgräfliche Würde erblich geworden zu sein, zwar nicht so, daß der Sohn seinem Vater, der Anverwandte seinem Vetter notwendig folgen muste, doch aber, daß man nicht gern von

von der regierenden Familie bei Besezzung der Markgrafschaft abging. Nach Wilhelms Tode glaubte man sich genötiget zu sein, sie einem fremden Hause zu übertragen. Denn er selbst hinterließ keine Kinder, von seinen zwei Brüdern war der ältre schon vor ihm gestorben, und der jüngere, Otto, von Bernhard's zwoter Gemalin, einer Slavin oder Rußin, geboren worden. Eine solche Ehe hieß eine Misheirath, und die daraus erzeugten Kinder wurden aller Ehrenstellen für unwürdig gehalten. Ohnedem hielt sich Otto grade damals ausser Deutschland auf. Dieser Ursachen wegen dachte man an ihn bei Vergebung der Nordmark nicht im mindesten; man überließ sie den Grafen von Stade, welche ihre Wohnsizze zu Soltwedel oder Salzwedel aufschlugen, und fast bis zur Erlöschung ihres Stammes im Besiz der Nordmark blieben. Die Folge der Geschichte führt uns jezt also zu den

Markgrafen von Stade und Soltwedel.

1. Luther oder Udo I.

1056 — 1057.

Luther, oder wie er auch sonst genent wird, Udo war einer der mächtigsten Grafen Sachsens,

sens, war nahe mit dem Kaiserlichen Hause verwandt, und ein Mann von der größten Thätigkeit. Ursachen genung, warum die Wahl auf ihn fiel. Ein Markgraf von solcher Grösse, solchem Ansehn und persönlichen Verdienste schien eine feste Stüzze für die Kaiserliche Familie zu sein. Und vielleicht wäre er es geworden, wenn ihn der Tod nicht zu schnell überrascht hätte. Mit Ende des 1056ten Jahres war er zu seiner Würde erhoben worden, und schon im Anfange des folgenden starb er. Ihm folgte sein Sohn

2. Udo II.

1057 — 1082.

Er ist der erste nördliche Markgraf, welcher Soltwedel zu seinem Siz wählte. Es ist ungewiß, ob dies das jezzige Salzwedel oder das zwei Stunden davon gelegne Dorf Altsalzwedel, woselbst man noch Trümmern von einer alten Burgmauer findet, gewesen sei.

Ein Sturm drohte unserm Udo, seine Rechte auf die Nordmark umzustossen; doch ging er noch glüklich vorüber. Der schon vorher angeführte Graf Otto, des Mark-

grafen

grafen Wilhelms Stiefbruder, der sich bisher bei einem Anverwandten in Böhmen aufgehalten hatte, war noch bei Udo's I. Leben zurükgekommen, und machte Ansprüche auf die durch seines Bruders Tod erledigte Markgräfliche Würde. Wir haben oben die Gründe angeführt, warum man sie ihm abschlug. Er fand sie unzulänglich, brachte mehrere Sächsische, mit der Fränkischen Kaiserfamilie unzufriedne, Fürsten auf seine Seite und bekam durch sie nicht bloß zu Erlangung der Nordmark, sondern selbst zu Besteigung des Kaisertrons Hofnung. Denn während der Kindheit des durch seine Fehler und sein Unglük so bekannten Kaisers Heinrich IV. und der damaligen Reichsverwirrung wünschten viele der Sächsischen Stände, die Deutsche Kaiserkrone auf ein andres Haus zu bringen, und den jungen Prinz selbst aus dem Wege zu schaffen. Sie unterstüzten Otto'n mit solchem Nachdruk, daß sich die Reichsvormünder einen Reichstag in Merseburg zu Untersuchung der Ottonischen Ansprüche auszuschreiben genöthiget sahen. Markgraf Udo I war vor Endigung dieser Streitigkeit gestorben; und sein Sohn Udo II. würde vielleicht einem mächtigen Gegner haben unterliegen müssen, wenn ihn nicht ein unvermutheter Zufall aus aller Verlegen-

legenheit gerissen hätte. Auf dem Wege nach Merseburg begegnete Otto den Grafen Bruno und Ekbert, Söhnen des Braunschweigschen Rudolphs, nahen Anverwandten des jungen Kaisers Heinrich IV. Beide waren für die Vergrösserung des kaiserlichen Hauses eifrig besorgt, waren ohnedem persönliche Feinde des Otto, und suchten längst eine Gelegenheit, ihn ihrem Hasse aufzuopfern. Otto mit gleichen Gesinnungen gegen sie erfült, jagte von äusserster Wuth erhizt auf den Graf Bruno, den er zuerst erblikte; Bruno auf ihn; beide stiessen sich gegenseitig mit gleicher Heftigkeit die Spiesse durch den Leib, und beide sanken zugleich entseelt vom Pferde herab. Otto's Tod befreite das Reich von grosser Verwirrung, und den Markgrafen Udo von einem bedenklichen Gegner.

Wenn der kaiserliche Hof bei der Beförderung der Stadischen Grafen zur Nordmark darauf sahe, sich einen mächtigen Freund zu erwerben, so hatte er sich wenigstens in der Person des Udo II. sehr geirrt. Denn grade er war Heinrichs IV. entschlossendster Widersacher, der selbst über der Befriedigung seiner rachsüchtigen Leidenschaften die Pflichten seines Amts vergaß. Er

achte-

achtete der Wendischen Streitigkeiten nicht, und sahe die unter ihnen entstandnen Gärungen mit Gleichgültigkeit an. Uns aber scheinen sie nicht unwürdig, sie an diesem Orte einzuschalten.

Des unter dem Markgrafen **Dietrich** erwähnten Obotritischen Fürsten **Mistewoi's** Enkel, **Gotschalk** hatte um diese Zeit die mehrsten Wendischen Völkerstämme unter seinen Szepter vereinigt. In seiner Jugend war er in einem Kloster zu Lüneburg erzogen und in den Grundlehren des Christentums sowol, als auch in den Wissenschaften unterrichtet worden. Um seines von den Sachsen meuchelmördrischer Weise erschlagenen Vaters **Udo** Tod zu rächen, verließ er das Kloster heimlich, bekannte sich wieder zum Heidentum, erwarb sich das Zutrauen seiner Landsleute, und richtete grosse Verwüstungen unter den Deutschen an. Durch List gerieth er 1037. in des Sächsischen Herzogs **Bernhard** II. Hände, der ihn mehrere Jahre in der Gefangenschaft hielt, 1042. aber darum wieder frei gab, weil er die christliche Religion von neuem angenommen hatte. Freudenvoll empfingen ihn seine Unterthanen, und nach und nach unterwarfen sich ihm fast alle besondre Familien der Wenden.

den. Er wandte die Ruhe, die jezt seine Staaten beglükte, an, den Verstand seines Volks aufzuklären, nüzliche Kentnisse und Wissenschaften unter ihm zu verbreiten, und es zur Annahme des Christentums zu bewegen. Sein Verstand kannte die rechten Mittel, dem Christentum Eingang zu verschaffen, und sein Herz wolte sie auch. Denn ihn trieb nicht vieler Heidenbekehrer niedriger Eigennuz, nicht ihr blinder Fanatism, nicht ihr störriger Eigensin, andern blos darum seine Meinungen aufzudringen, weil man von Jugend an sklavisch gewisse Formeln nachzubeten gewöhnt worden; ihn beseelte der ächte Geist der liebenswürdigsten aller Religionen, Liebe zu seiner Nazion, und Sorge für ihr Heil. Ueberzeugt, daß weder blosse Ueberredung, noch gar Schwerd und Feuer das Christentum empfehlen könnten, gebrauchte er vielmehr solche Mittel, die allein zum Zwek führen, Unterricht und Erziehungsanstalten. Er legte zwei neue Bistümer an, stelte die alten wieder her, errichtete mehrere Schulen, und ließ einige Geistliche aus den christlichen Ländern kommen. Mit allen diesen Anstalten noch nicht zufrieden, hielt er's für seine königliche Grösse nicht zu niedrig, selbst der Lehrer seines Volks zu werden, selbst die Kanzeln zu be-

steigen,

steigen, die Lateinischen oder Deutschen Reden der Heidenbekehrer, die des Wendischen sehr unkundig waren, in die Landessprache zu übersezzen, und die schweren, oft ganz ausser dem Gesichtskreise des gemeinen Menschenverstandes liegenden Lehrvorstellungen der Geistlichen in eine leichtre, verständlichere Vorstellungsart umzubilden. Noch nie hatte das Wendenland einen so erhabnen, so aufgeklärten, so eifrigen Lehrer gehabt; noch nie sahe ein Bekehrer seine Arbeit so herrliche Früchte hervorbringen, aber auch nie war ein Prediger der Tugend und Religion der neuern Zeiten von der äussern und innern Grösse eines so unverdienten, schreklichen Todes gestorben. Einstens ward er in seinem heiligen Geschäfte in der Kirche zu Lenzen in der Prigniz von erkauften Bösewichtern überfallen, und zu den Stuffen des Altars nebst seinem Hofprediger Ippo in Gegenwart der versamleten Gemeine in Stükken zerhauen. Schreklich ist's, daß sich sein eigner Schwager Blusso zu dem Werkzeuge dieser Schandthat brauchen ließ. Doch er erntete, was er gesät hatte, er ward in einem plözlichen Auflaufe bald drauf todt zu Boden gestossen. Der Anstifter dieser Empörung war ohnstreitig der Rügische Fürst Krukko gewesen; der, ein heftiger Feind des Christentums,

tums, nun alle heidnische Wenden aufbot, die Christen zu verfolgen, und eine Lehre auszurotten, die schon ziemliche Wurzeln geschlagen hatte. Er stellte sich an die Spizze der Aufrührer, trat mit ehernen Fuß alles zu Boden, was sich ihm widersezte, ward bald algemein anerkannter Krole der Wenden, und befestigte seinen Thron durch Leichen und Aschenhaufen. Die von Gotschalk errichteten Bistümer äscherte er ein, und marterte ihre Vorsteher grausam zu Tode; so ließ er den Meklenburgischen Bischof Johann den Schotten, im Lande herumschleppen, mit Knitteln und Zaunpfälen an jedem Ort bewilkommen, ihm zulezt den Kopf abschneiden, und dem Gözzen Radegast opfern. Seine Tirannei breitete sich bald auch über die königliche Familie des Gotschalk aus. Des leztern Gemalin, Namens Syrit, Tochter des Königs von Dännemark Svend III, wurde öffentlich mit Ruthen gepitschen und schimpflich zum Lande hinaus gejagt. Sie flohe mit ihrem jüngsten Sohne Heinrich nach Dännemark zu ihrem Vater, der damals in wichtigere Angelegenheiten verwikkelt, diese Beschimpfungen ungerochen lassen muste. Der älteste Prinz Buthue wolte sein Recht auf die Thronfolge nicht so gleichgültig fahren lassen: er nahm seine Zu-

flucht zum Sächsischen Herzoge Ordulf, durch dessen Hülfe er zwar einige seiner Länder wieder eroberte, sich aber nicht lange erhalten konnte. Ordulf's Unentschlossenheit und Mangel an Muth muste der Macht und der Wuth des Krukko stets unterliegen: bis endlich Buthue durch des Tirannen Treulosigkeit fiel, und leztrer im ungestöhrten Besiz seiner unrechtmäßiger Weise an sich gerißnen Herrschaft blieb.

Die Wenden hatten jezt von Seiten der Deutschen wenig zu befürchten; diese waren mit ihren eignen Angelegenheiten zu sehr beschäftiget, als daß sie an fremder Nazionen Unruhen denken konnten. Der Kaiser Heinrich IV. machte sich den Sachsen so verdächtig und verhaßt, daß sie ihre und mehrerer andrer Fürsten Macht aufboten, um sich seinen Unternehmungen, die ihrer Freiheit gefärlich zu sein schienen, zu widersezzen. Udo II. von dessen in der Grafschaft Stade gelegenen Gütern der Kaiser einige einmal an den Hamburgischen Erzbischof hatte verschenken wollen, sahe diesen Feldzug als eine gute Gelegenheit, sich zu rächen, an: er rükte nicht bloß mit ins Feld, er focht auch 1075. in der Schlacht

an der Unstrut so mutig, daß er dem Schwäbischen Herzog Rudolph von Rheinfelden, seinem nahen Vetter, dem nachher so berühmten Gegenkaiser, jezt dem Freunde Heinrichs, den Kopf gespaltet hätte, wenn nicht der Stahl von seines Gegners starken Helme zurükgestossen worden wäre. Die Schlacht ging für die Sachsen verloren; und Markgraf Udo gerieth selbst in die Gefangenschaft. Sein zweiter Sohn Udo, der sich für ihn als Geissel stellte, verschafte ihm die Freiheit wieder. Wenige Jahre drauf, 1082. starb er und hinterließ vier Söhne und drei Töchter. Die erstern hiessen Heinrich, Udo, Rudolph, die alle an der Markgräflichen Regierung Anteil genommen haben, und Siegfried, der in den geistlichen Stand trat, und als Kanonikus des Magdeburgischen Domkapitels starb.

3. Heinrich I. der Lange.

1083 — 1087.

Heinrich ward nach seines Vaters Tode als der älteste Prinz Markgraf, und erwählte sich bei den Deutschen Verwirrungen wo nicht die glänzendste, doch die sicherste Parthie,

thie. Er brachte die wenigen Jahre seiner Regierung im Schoosse der Ruhe zu, und zog den Genuß stiller Freuden dem Ruhme grosser Thaten vor. Er endigte 1087. sein Leben, und hinterließ zwar eine Witwe, aber keine Kinder. Diese hieß Eupraxie, oder **Adelheid**, war eine Rußische Prinzeßin, und von einer so blendenden Schönheit, daß sich der Kaiser **Heinrich** IV. in sie verliebte und sich mit ihr 1089. vermälte. Ihre Reize konnten ihre Ehe nicht glüklich machen; Heinrich ward ihrer schon nach vier Jahren so überdrüßig, daß er sie in ein Gefängnis einschloß, und den niedrigen Lüsten seiner Bedienten Preiß gab. Sie entfloh der Tirannei ihres Gemals, und eilte zum Pabst **Urban** II. warf sich weinend zu seinen Füssen und klagte ihm ihre Leiden. Auf einer Kirchenversamlung sprach man sie von ihren Fehltritten, zu denen sie gezwungen worden, los, trennte ihre Ehe förmlich und sprach über den Kaiser den Bannfluch aus. Sie kehrte drauf in ihr Vaterland, **Rußland** zurük, brachte ihr übriges Leben in der Klosterstille zu und starb daselbst als Aebtißin.

4. Udo

4. Udo III.
1087 — 1106.

Udo III. dachte in seiner Jugend edel genung, statt seines Vaters Udo II. in die Gefangenschaft zu gehen, von welcher ihn aber seine Entschlossenheit bald befreite. Der Kaiser hatte ihn so wie noch einige andre Prinzen der Aufsicht eines gewissen Grafen Eberhard, dessen Güter ohnweit dem Main lagen, übergeben, doch mit dem ausdrüklichen Befehl, ihnen so viel Freiheit, als nur möglich sei, zu lassen. Sie erhielten hier einen ihrem Alter angemeßnen Unterricht, und genossen alle jugendliche Vergnügungen. Oefters wohnten sie auch der Jagd bei, und diese Ergözlichkeit war's, wo Udo den Plan zu seiner Befreiung einigen von den Gefärten seines Schiksals mitteilte und ausführte. Sie entfernten sich vom Jagdgefolge, verloren sich im dikken Gebüsch, irrten zwar an zwei Tage in unbekannten Gegenden umher, kamen aber endlich nach Mainz, wurden von Eberharden erreicht, aber vom Erzbischof und der Bürgerschaft geschüzt und ihren Eltern wieder überliefert.

Als er zur Regierung gelangte, scheint er wo nicht ein Freund des unglüklichen Kaisers

sers Heinrichs IV. gewesen zu sein, doch wenigstens mehr die Bahn seines Bruders, des vorigen Markgrafen, als die seines Vaters in Absicht der Deutschen Unruhen betreten zu haben. Er überließ den Kaiser seinem Schiksale, und sorgte für das, wofür ihn seine Würde zu sorgen verpflichtete. Er hatte ein wachsames Auge auf die Wilzen, jagte ihre streifenden Haufen von den Grenzen zurük, und verfolgte sie bis an ihre Hauptstadt **Brandenburg**. Er schloß den Ort ein, und eroberte ihn nach einer vierwöchentlichen Belagerung. So kam diese schon so vielmal von den Deutschen eroberte Stadt von neuem durch **Udo's** Tapferkeit im Jahre 1001. in ihre Hände; ging aber auch von neuem nach wenigen Jahren verloren, es sei nun, daß sie **Udo** freiwillig oder gezwungen wieder abtrat, welches die Geschichtschreiber nicht melden, sondern nur so viel versichern, daß sie in der Folge wieder in der Wenden Hände gekommen.

Unter ihm ging endlich des gefürchteten Tirannen **Krukko** Herrschaft zu Ende. Beinahe vierzig Jahre genoß er die Früchte seiner Gewaltthätigkeiten, und schien im Schoosse des Glüks eingeschlummert zu sein. Bald wekte ihn ein gewaltiger Stoß, und

raubte

raubte ihm Krone und Leben. Gotschalks jüngster Prinz Heinrich kam mit Dänischen Truppen begleitet aus seinem Zufluchtsorte 1103. zurük, landete in seinem Vaterlande, und eroberte, durch mehrere Haufen misvergnügter Untertanen verstärkt, einige seiner väterlichen Länder. Der alte, kraftlose Krukko muste dem jungen, mutigen Heinrich nachgeben, und seine Eroberungen in einem Vergleiche bestätigen. Beide lebten seit dem äusserlich in einem freundschaftlichen Vernehmen, sahen sich öfters, baten sich zu Gaste, trauten sich aber im Herzen nicht. Krukko's junge, reizende Gemalin Slavine ward endlich ein Fallstrik für den Tirann, durch welchen er Glük und Leben verlohr. Sie fand an dem muntern, blühenden Heinrich mehr Gefallen, als an ihrem abgelebten welkenden Unholde, und Heinrich war nicht weniger von ihrer Schönheit eingenommen. Beide verabredeten einen grausamen Plan, um ihre Wünsche, sich vermälen zu können, zu erlangen. Heinrich lud einst im Jahre 1105. seinen Gegner zu einem Gastmal zu sich, und bewirthete ihn in einer Sommerlaube. Krukko, von starken Getränke berauscht, wolte, um frische Luft zu schöpfen, aus der Laube gehen. Wegen der niedrigen Thüre bükte er sich; und in eben

dem

dem Augenblikke war's, wo er von einem schon dazu bestelten Dänen mit einem Beile den Todesstreich empfing. Heinrich vermälte sich gleich darauf mit der Slavine, erstürmte die vornehmsten Festungen, und ließ sich zum Krole aller Wenden ausrufen. Doch dafür erkannten sie ihn noch nicht ohne Ausnahme. Viele lehnten sich gegen ihn auf, brachten ein starkes Heer zusammen und beschlossen Krukko's Ermordung nachdrüklich zu ahnden. In dieser Bedrängnis nahm Heinrich zu dem Sächsischen mächtigen Herzog Magnus seine Zuflucht, erklärte sich für seinen Vasall, und schwor ihm den Eid der Treue. Magnus kam, traf die feindlichen Truppen bei Ratzeburg, und lieferte ihnen des Abends ein blutiges Treffen. Die untergehende Sonne, welche den Wenden grade in die Augen schien, blendete sie, und half dem Sächsischen Herzoge einen glorreichen Sieg erkämpfen. Nun unterwarfen sich alle Wenden bis an die Oder der Herrschaft des Königs Heinrichs, die er auch durch seine Tapferkeit, Klugheit und Muth bis an seinen Tod 1125. glüklich behauptete.

Wie grossen oder geringen Anteil Markgraf Udo an diesen Unruhen genommen ha-

be,

be, sagt die Geschichte nicht; sie meldet überhaupt nichts Bedeutendes mehr von ihm, als daß er zu Rosenfeld ein Kloster gestiftet habe, woselbst er auch den 2. Jun. 1106. starb. Ausser zwo Töchtern hinterließ er nur einen einzigen, unmündigen Sohn, Namens Heinrich, der ihm in seiner Würde folgte.

5. Heinrich II.

1106 — 1128.

Unter der Vormundschaft seines Oheims Rudolph, nach den Rechten von 1106—1114, in der That aber bis 1124.

Heinrich war bei seines Vaters Tode noch zu jung, um selbst regieren zu können. Seines Vaters Bruder, Rudolph, des Markgrafen Udo II. dritter Sohn, wurde ihm daher auf acht Jahr zum Vormund gesezt; ein Mann voll Herrschsucht, Entschlossenheit, und Muth, der in mancherlei Streitigkeiten verwikkelt wurde, in manche sich selbst verwikkelte.

Anfangs wolte er seine Macht gegen die Wenden richten; er ließ die Grenzstadt Arneburg befestigen und sein Heer verstärken.

ken. Aber bald rief ihn eine inre Angelegenheit seines Hauses auf eine andre Seite; ein Teil von seiner und seines Mündels Erbgütern wurden von einem Fremden in Anspruch genommen. Unter seinem Bruder Udo III. hatte einst eine Engländische Frau mit ihrer Tochter und vier Enkelkindern bei Stade Schifbruch gelitten. Die damaligen Strandgesezze sprachen sie demjenigen Herrn als Leibeigne zu, an dessen Gütern sie gelandet waren. Markgraf Udo bekam das Eigentumsrecht über sie, dessen er sich mit Mäßigung und Güte bediente. Sie wurden von ihm mehr als einem Freunde, denn als einem Herrn aufgenommen; und seine Liebe zu ihnen ging so weit, daß er den einen von den Brüdern, Namens Friedrich zum Aufseher und Stadthalter seiner Grafschaft Stade machte. Dieser Undankbare vergaß seines Herrn Wohlthaten, und wolte sich während Heinrich's II. Minderjährigkeit nicht bloß frei machen, sondern sogar die Stadischen Güter eigentümlich zueignen. Er suchte des damaligen Kaisers Heinrich V. Einwilligung; und vierzig Mark Silber verschaften sie ihm. Rudolph's Zorn entbrannte über die unedle Denkungsart des Friedrich's, und die niedrige Habsucht des Kaisers; und seine Hizze ließ ihn nicht

nicht die Entscheidung der Reichsstände abwarten; er beschloß, sich selbst Recht zu verschaffen. Er verband sich mit dem Sächsischen, gegen den Kaiser feindselig gesinnten Herzog Lothar, bemächtigte sich durch dessen Hülfe des treulosen Stadthalters, und sezte ihn in ein hartes Gefängnis. Diese Selbstrache hätte bald für ihn sowol, als Lothar'n gefärliche Folgen gehabt. Auf einem Reichstage zu Goßlar erklärte der Kaiser beide in die Acht und entsezte sie ihrer Würden und Aemter. Das Herzogtum Sachsen sprach er dem Grafen Otto von Ballenstädt, und die Nordmark dem Grafen Hilperik von Plözkau zu. Er ließ es nicht bei blossen Erklärungen und Worten bewenden; ein Heer solte seine Aussprüche gültig machen. Er rükte im Jahre 1112. vor Soltwedel, den Hauptsiz der nördlichen Mark, und schloß die Stadt eng ein. Doch Rudolph und Lothar eilten zum Entsaz herbei, und nötigten den Kaiser nicht blos zum Rükzuge, sondern selbst zu einem Vergleiche, nach welchem die Acht aufgehoben, und sie im ruhigen Besizze ihrer Länder und Würden gelassen wurden.

Rudolphs unruhiger, gegen den Kaiser erbitterter Geist, ward bald zu neuen Streitig-

tigkeiten fortgerissen. Heinrich V. benuzte jede Gelegenheit, wo er die unter seines Vaters gewirrevollen Regierung entschöpfte Schazkammer wieder füllen konnte. Jezt fand er eine. Der Graf Ulrich von Weimar, Besizzer der Grafschaft Orlamünde war ohne Nachkommen gestorben. Der Kaiser hielt seine Länder für erledigt, und zog sie als ein Reichslehn nach dem Ausspruch einiger Reichsfürsten ein. Ein gewisser Pfalzgraf am Rhein Siegfried, der mit dem ausgestorbnen Weimarschen Hause verwandt war, behauptete das nächste Recht zur Erbfolge zu haben, erhob laut seine Klagen gegen die kaiserliche Anmassung, und brachte mehrere Sächsische Fürsten auf seine Seite, unter andern seinen Schwager Lothar und den Markgraf Rudolph. Unterdessen gingen 1114. die acht Jahre seiner Vormundschaft zu Ende; der Kaiser freute sich, durch seine förmliche Absezzung und Lossprechung von seiner bisherigen Verwaltung einen hizzigen Gegner zu verlieren. Aber Rudolph fragte weder nach den Rechten, noch den kaiserlichen Machtsprüchen. Er behielt das Ruder in den Händen; und sein Mündel konnte nur erst nach seinem Tode eigenmächtiger Herrscher werden. Der Krieg wegen der Orlamünder Erbschaft brach aus; er

er wurde mit gegenseitigem Verlust mehrere
Jahre fortgeführt, Schlachten wurden ge-
wonnen und Schlachten verloren, Qued-
linburg und Heimburg von Rudolphen
erobert; bis endlich 1121. ein Landfriede zu
Stande kam, nach welchem jeder seine Be-
sizzungen und Rechte behielt, und dem Gra-
fen Rudolph von neuem die Grafschaft
Stade zugesichert wurde. Doch seine rast-
lose Seele suchte immer neue Gegenstände
der Thätigkeit, nahm an jeder Streitigkeit
Anteil, so entfernt sie ihn auch anging, und
legte das Schwerd nicht eher aus den Hän-
den, bis der Tod 1124. ihn auf immer zur
Ruhe brachte. Seine Söhne waren folgen-
de: Udo, nachheriger Markgraf; Ru-
dolph Graf zu Ditmarsen im Hollsteini-
schen, und zu Stade, der von seinen eig-
nen Untertanen 1144. erschlagen wurde, nach-
dem er einige Jahr die Nordmark verwaltet
hatte; Hartwich, der in den geistlichen
Stand trat, 1148. Erzbischof zu Bremen
ward und mit dem das ganze Stadische
Haus ausstarb. Ausserdem hinterließ er noch
eine einzige Tochter Luitgard, die zuerst
an den Sächsischen Pfalzgrafen Friedrich
verehlicht, bald aber von ihm geschieden,
hernach die Gemalin des Dänischen Königs
Erik III, des Lammes oder Schafes,

und

und nach dessen Tode des Grafen Herrmann von Winzenburg ward, mit welchem sie 1152. in ihrem eignen Hause ermordet wurde.

Erst nach Rudolphs Tode gelangte Markgraf Heinrich zur Regierung der Nordmark. Er brachte die wenigen übrigen Jahre seines Lebens in Ruhe zu, und starb 1128, ohne mit seiner Gemalin Adelheide, einer Schwester des berühmten Albrechts, des Bärs, Kinder gezeugt zu haben. Daher folgte ihm seines Oheims Rudolphs ältester Sohn

6. Udo IV.

1128 — 1130.

Udo's IV. Regierung war zu kurz, als daß er grosse Thaten hätte verrichten können. Unruhig, wie sein Vater, mischte er sich in fremde Händel, und opferte sein eignes Wohl der Sicherheit Andrer auf. Der Graf Herrmann von Winzenburg, Landgraf von Thüringen, dessen Schwester Udo's Gemalin war, hatte einen Friesischen Graf erschlagen, ward deswegen vom Kaiser in die Acht erklärt, in seinem Schlosse

Winzenburg belagert, und nach dessen Einäscherung in ein Gefängnis zu Blankenburg gebracht. Udo nahm sich seines Schwagers nachdrüklich an, und wagte es, selbst gegen den Kaiser in's Feld zu rükken. Dieser Widersezlichkeit wegen wurde er ebenfals geächtet, und seiner Würden entsezt. Der Markgraf überlebte dies Unglük nicht lange. Als er immer noch Gewalt mit Gewalt vertreiben wolte, und deswegen in des kaiserlichen Freundes, Albrecht's Land gefallen war, so ermordeten ihn dessen Leute ohnweit Aschersleben den 13. Merz 1130. Er hinterließ keine Erben.

Die Wenden waren von den mit andern Streitigkeiten beschäftigten nördlichen Markgrafen nicht beunruhiget worden; und inre Zerrüttungen verhinderten sie selbst, Deutschland's Ruhe zu stöhren. Es wird nicht unschiklich sein, das Wichtigste, was bei ihnen unterdessen vorfiel, hier nachzuholen. Daß der König **Heinrich**, **Gotschalks** Sohn 1125. oder nach andern 1126. gestorben sei, ist schon oben erinnert worden. Seine beiden noch übrigen Söhne, **Sventepolk** und **Kanut** teilten sich in die väterliche Verlassenschaft. **Sventepolk**, der lieber einziger Herr der Wenden zu sein

wünschte, ließ seinem jüngern Bruder Kanut nachstellen und im Jahr 1127. ermorden, erfuhr aber zwei Jahr drauf das nämliche Schiksal, wo er durch die Hinterlist eines reichen Holsteiners Daso, eines treuen Anhängers des Kanut, fiel. Heinrich's Stamm war nun erloschen; aber von seinem Bruder Buthue lebten noch zwei Nachkommen, Namens Pribislaus und Niklot, denen die Erbfolge wol nicht bestritten werden konnte. Aber wie so oft das Recht der Gewalt weichen, die gute Sache der Uebermacht unterliegen muß, so musten auch hier diese Prinzen einem Mächtigern nachgeben. Der damalige Kaiser Lothar behauptete, daß das Wendische Reich ein Deutsches Reichslehn wäre, und er es nach Sventepolk's Tode nach Gutdünken vergeben könne. Er überließ es einem Dänischen Prinzen, Knud Laward, Königs Erik I. Sohn, der von seinem Oheim Niels oder Nikolaus von der Thronfolge ausgeschlossen, und mit dem Herzogtum Schleßwig beliehen worden war. Der stärkste Bewegungsgrund, der Lothar'n grade auf diese Seite lenkte, wär eine grosse von Knud erlegte Summe Geldes. Pribislaus und Niklot machten zwar hiergegen viele und auch thätliche Einwendungen, wurden aber

vom neuen Wendischen Könige gefangen genommen, in Ketten gelegt, und zu Schleßwig so lange verwahrt, bis sie Knuden den Eid der Treue und der Ergebenheit schworen, ein ansehnliches Lösegeld entrichteten und zur Sicherheit Geisseln stelten.

So bestieg Knud einen fremden Thron, da er von dem seinigen verdrängt worden; und wenn jederzeit Verdienste und grosse Eigenschaften allein zu Kronen ein Recht geben könnten, so war er der Wendischen gewiß nicht unwürdig. Durch seine Tapferkeit erwarb er sich Ansehn, und durch seine Güte zog er seiner Untertanen Herzen an sich. Er suchte die rauhen Sitten der Seinigen in mildere umzuschaffen, ihre Seelen zu veredlen, ihren Geschmak zu verfeinern, und sie die Annehmlichkeiten des Lebens fühlen zu lassen. Er umzog die Städte mit Mauern, verschönerte sie mit Thürmen, verzierte die Häuser, und gab ihnen statt Felle und groben Tuch weichere und feinere Kleider, berief Handwerker und Künstler in sein Land, und Gelehrte und Kenner der Wissenschaften an seinen Hof. Er selbst ahmte die Sächsischen Gebräuche nach und führte einen glänzenden Hofstaat. Alles Einrichtungen, wodurch er die Achtung und Zuneigung seines Volks erhielt, aber auch den Neid der Grossen erregte. Man suchte ihn zu stürzen.

Aus Furcht vor'm Volk, das ihn algemein schäzte, wagte man keinen öffentlichen Aufstand. Es ward ein listiger, sonderbarer Plan entworfen. **Heinrich der Hinkende**, ein Dänischer Prinz, hatte zu wenig Reize, um seiner schönen Gemalin Liebe auf immer an sich zu fesseln; treulos verließ sie ihn. **Heinrich** sahe diesen Vorfall, als eine geschikte Gelegenheit den König **Knud** zu stürzen an; er fand keine Schwierigkeit, einen grossen Anhang unter den Misvergnügten zu erlangen, und durch diesen den König **Niels** zu bewegen, einen Reichstag auszuschreiben, und auf selbigen den **Knud**, obgleich den König der Wenden, doch als einen Vasall von Dännemark wegen Schleßwig, vorzufodern. Er erschien, und auf die Beschuldigung, daß er durch seine Nachahmung fremder Sitten den Volkskarakter verdürbe, und an der Untreue der Gemalin des **Heinrichs** auf die Art allein Schuld sei, wuste er sich so gut zu verteidigen, daß seine Ankläger beschämt da stunden, und als niedrige Verläumder, die nicht wüßten, was sie redeten, befunden wurden. Doch dieser Sieg der Unschuld beschleunigte nur die Anschläge der Bosheit, Heinrich der Hinkende stelte des **Niels** Sohne, dem Erbprinzen **Magnus** die Gefahr vor, in der er sich wegen der Thronfolge befände: **Knud** würde sich des Reichs, zu dessen Besiz ihn

ihn seine Geburt berechtige, bemächtigen, sobald Niels stürbe: es wäre also kein andres Mittel, eines so gefärlichen Nebenbulers los zu werden, übrig, als, ihn aus dem Wege zu räumen. Sodann eröfnete er ihm seinen Entwurf. Nach demselben bewarb sich Magnus um Knud's Freundschaft, erklärte in einer öffentlichen Volksversamlung, daß er nach Palestina zu walfarten Willens sei; und den Wendischen König bat er, unterdeß die Aufsicht über seine Familie und Güter über sich zu nehmen. Er ersuchte ihn, zu einer ausführlichern Unterredung in einem gewissen Walde mit ihm zusammenzutreffen. Ohnerachtet der Warnungen seiner eignen Gemalin ging Knud dennoch zum bestimten Orte, wo Magnus seiner schon wartete. Kaum aber hatten sie sich in ein vertrautes Gespräch eingelassen, als verstekte Verräter hinter den Bäumen vorsprangen, und Magnus unter entsezlichen Verwünschungen dem edlen Knud den Kopf spaltete. Das Volk war über die Nachricht dieses Meuchelmords so innigst gerührt, daß sie ihre öffentlichen Lustbarkeiten — es war bald nach dem Neujahr 1131. — einstelten und ihren geliebten Fürsten tief betrauerten.

Zwar zog der Kaiser Lothar mit 6000 Mann an die Dänische Grenze um durch einen Einfall in Schleßwig Knud's Tod zu rächen.

Aber eine starke Gegenmacht des Magnus, und ein Geschenk von 4000 Mark Silber flößten ihm bald sanftere Gesinnungen ein. Er machte Friede, und übertrug dem Mörder Knud's sogar das Wendenland zur Lehn. Doch die Strafe wandte sich vom Prinzen Magnus nicht zurük, sie folgte ihm mit zögernden Schritt, und erreichte ihn einige Jahre später. Er wurde 1134. nebst seinem Vater Niels zu Schleßwig von den Bürgern ermordet, ohne daß er von Lothar's Belehnung hatte Vorteil ziehen können. Denn die rechtmäßigen Erben des Wendischen Reichs, die Prinzen Pribislaus und Niklot bemächtigten sich nach Knud's Tode ihres Eigentums, und teilten es so unter sich, daß der leztre das Obotritenland oder Meklinburg, Pribislaus aber das Uebrige bekam. Dieser lezte Fürst der Brandenburgischen Wenden wird bald eine weitre Erwähnung verdienen.

7. Konrad von Plözkau, Sassenblome.

1130 — 1132.

Unter die Markgrafen von Stade gehört er wol nicht, aber doch unter die von Soltwedel; und so steht er hier nicht am unrechten Orte. Schon seinem Vater Hilperik von Plöz=

Plözkau hatte der Kaiser Heinrich V. unter des unruhigen Rudolph's Vormundschaft die Nordmark überlassen wollen. Mit desto mehr Recht glaubte daher der Kaiser Lothar dem Sohne die Würde nun wirklich zur Lehn reichen zu können, wozu der Vater blos Hofnung gehabt hatte. Die Stadische Familie war noch nicht völlig erloschen; den abgesezten Udo IV. überlebten noch zwei Brüder; jedoch den jüngsten, Hartwich schloß der geistliche Stand, in den er getreten war, und den ältern, Rudolph, der Haß, welchen er sich bei'm Kaiser zugezogen hatte, von der Nachfolge aus. Der Kaiser wählte den Grafen Konrad, dessen Schönheit und edles Betragen ihm dem ehrenvollen Beinamen: Sassenblome oder Sachsenblume erworben hatte. Aber ein frühzeitiger Sturm zerknikte die Blume, ehe sie zu vollen Früchten reifte. Konrad begleitete den Kaiser auf einem Feldzuge nach Italien, wo er 1132. bei der Belagerung von Monza im Mailändischen kurz vor Weinachten von einem feindlichen Pfeil erschossen ward. Er starb unvermält. Zwar hatte er sich mit einer Polnischen Prinzeßin verlobt, aber die Ehe noch nicht volzogen. Sein einziger Bruder Bernhard wurde bei Vergebung der Nordmark übergangen, und wieder ein fremdes Haus damit belehnt.

8. Albrecht der Bär oder der Schöne.

1133 — 1144.

Wir nähern uns dem merkwürdigen Zeitpunkt, wo das Wilzische von den Deutschen oft erschütterte Reich endlich sinkt, um unter seinen Trümmern schöner, und fester gegründet hervorzusteigen; nähern uns der Geschichte des Mannes, der in wenigen Jahren das glüklich durchsezte, was Kaiser und Könige seit mehrern Jahrhunderten vergeblich versuchten, der das Wendenland seinem Szepter unterwirft, und es durch seine Weisheit, seine Standhaftigkeit und Fürsorge zu einem der mächtigsten Staaten Deutschland's umschaft, sich von einem geringen Grafen bis zum wichtigsten Reichsfürsten emporschwingt, und in den Jahrbüchern der Geschichte ein immerwährendes Denkmal sezt. Die Wichtigkeit dieses Mannes erfodert es, ausführlicher von ihm zu handeln. Wir erzälen in diesem Abschnitte seine Geschichte bis auf die Zeit, wo er zum ungestörten Besiz der Nordmark gelangt, den Titel: Markgraf von Brandenburg, annimt, und Beherrscher der überelbischen Länder zu werden anfängt.

Albrecht ward 1106. geboren, und stammte von den Grafen von Ballenstädt, die nachher wegen ihres Hauptsizzes Aschersleben, lateinisch: Ascania, Askanier benennt warden; einer Familie, welche schon seit Jahrhunderten als eine der edelsten und vorzüglichsten in Sachsen blühte. Albrecht's Vater war Otto der Reiche, und seine Mutter Elike, die älteste Tochter des lezten Sächsischen Herzogs vom Billungschen Stamme, Magnus, wegen welcher unser Markgraf nachher auf das Herzogtum Sachsen Ansprüche machte, und in unglükliche Kriege verwikkelt wurde. Die Annehmlichkeit seiner Leibesgestalt zog ihm den Beinamen des Schönen, und seine Tapferkeit, und die Unerschrokkenheit seines Geistes den des Bären zu, so sonderbar auch diese Namen gegen einander abstehen. Andre leiten zwar diese Benennung von einer andern Ursach her, und bemühen sich, ihre Erklärung weitläuftig zu rechtfertigen. Allein die ganze Sache scheint nicht von der Wichtigkeit zu sein, lange Untersuchungen über den Ursprung eines Namens anzustellen, den die Schmeichelei der damaligen Zeiten auf der einen und ihr Kleinigkeitsgeist auf der andern Seite oft von dem unbedeutendsten Umstande hernahm, oft von einem, der den Ruhm grosser Männer mehr zu erniedrigen, als zu

erhö-

erhöhen fähig war. Manche lassen Albrechten einen grossen Liebhaber der Bärenjagd sein, andre ihn vom lateinischen Geschlecht der Ursiner, das heißt, der Bärmänner abstammen. Die obige Erläuterung möchte wol aber immer noch die natürlichste bleiben: man wolte seinen Muth durch jenen Beinamen ehren, und seinem unversöhnlichen Gegner, dem Löwen Herzog Heinrich von Sachsen auch einen Bär entgegen stellen. Von den Jahren seiner Jugend, seiner Erziehung, seinen frühern, friedlichen Beschäftigungen schweigt die Geschichte seiner Zeit, die nur auffallende, wichtige Begebenheiten, Kriege und Eroberungen aufschrieb, nur die Wirkungen erzälte, und sich nicht die Mühe gab, oder es derselben nicht werth hielt, die Ursachen aufzusuchen. Sie stelt uns daher sogleich den Fürsten, den Krieger, den Staatenbeherrscher auf, ohne uns in die stille Behausung des lernenden Prinzen, des werdenden Helden, des sich bildenden Regenten zu führen.

Albrecht, der einzige männliche Nachkomme seines Vaters, erbte nach dessen Tode, im Jahre 1123. als ein achtzehnjähriger Jüngling die väterlichen Güter, und vermehrte sie bald durch ein ansehnliches Land, die Markgrafschaft Lausiz. Der Kaiser Heinrich V. hatte diese erledigte Mark dem Grafen Wikbert

bert von Groitsch übergeben. Der Sächsische Herzog **Lothar**, welchen der Kaiser vor der Belehnung nicht um seine Meinung befragt hatte, bezeigte über desselben eigenmächtiges Verfahren sowol, als auch über die Wahl selbst sein Misfallen. Er wünschte die **Lausiz** lieber in den Händen des **Albrecht**, und wolte ihn eben mit den Waffen in der Hand in den Besiz dieses Landes sezzen, als ihm des Markgrafen **Wikbert's** plözlicher Tod Plaz machte.

Das Glük schien unsern **Albrecht** schnell von Stufe zu Stufe empor zu führen, als sein Freund Lothar im Jahre 1125. den Kaiserthron bestieg. Aber es schien auch nur so. Statt, daß man hätte vermuthen sollen, sein Ansehn würde mit seines Freundes Ansehn, seine Macht mit des Kaisers Macht wachsen, ward Lothar's Erhebung grade eine der stärksten Hindernisse für ihn, die ihn wol nicht völlig auf seiner glorreichen Laufbahn zu Grösse und Ruhm aufhielt, aber doch langsamer, und auf einem rauhern Wege hinan führte. Durch **Lothar's** Erwählung zum Deutschen Kaiser ward sein Herzogtum Sachsen entledigt. **Albrecht** bemühte sich, die Belehnung über dieses in der Nähe seiner Güter liegende Land zu erlangen. Er war der

Enkel

Enkel des ohne männliche Erben verstorbenen Herzog's Magnus; und glaubte das nähere Recht zum Herzogtum zu haben, da seine Mutter Elike die älteste von den zwo Töchtern des Magnus war. Doch weit mehr gründete er seine Anfoderungen auf das Versprechen, was schon sein Vater Otto der Reiche ehemals vom Kaiser Heinrich V. in Absicht auf dies Land bekommen hatte, und vorzüglich auch auf die Freundschaft des Lothar's. Doch der Kaiser hatte jezt einen nähern Freund, den Herzog von Baiern, Heinrich den Großmütigen, seinen Schwiegersohn, dessen Mutter die jüngste Prinzeßin des eben erwähnten Magnus war. Ihm übertrug Lothar das mächtige Herzogtum Sachsen, und schlug auf einmal Albrecht's Hofnungen nieder. Unser Markgraf wolte indeß nicht ganz leer ausgehen; er verlangte wenigstens einige Erbgüter von mütterlicher Seite, und da ihm auch diese verweigert wurden, bemächtigte er sich ihrer mit Gewalt. Des Kaisers Zorn brach nun über Albrechten aus; er wolte ihn völlig demütigen, um vor einem so entschloßnen Helden nicht selbst unterzuliegen. Er benahm ihm 1130. die Mark Lausiz, und erteilte sie Wikbert's Sohne, dem Grafen Heinrich von Groitsch. So war Albrecht wieder, was er und seine Vorfaren vorher gewesen, Besizzer

zer einiger gräflichen Güter, und alle seine weitaussehenden Entwürfe scheiterten.

Doch seine Klugheit zog ihn aus seiner Verlegenheit; überzeugt, daß der Troz eines Schwachen gegen die Gewalt des Mächtigern nichts ausrichte, entschloß er sich, nachzugeben, und des Kaisers Gunst wieder zu suchen. Er begleitete ihn 1132. auf einem Feldzuge nach Italien, und bahnte sich durch sein edles Betragen, und seinen unerschroknen Muth von neuem den Weg zum Herzen des Kaisers. Bald empfand er die glüklichen Folgen seiner veränderten Gesinnungen. Als der nördliche Markgraf Konrad von Plözkau vor Monza erschossen worden, so erhob ihn der Kaiser 1133. zum Markgrafen von Soltwedel, und ersezte ihm hierdurch den Verlust der Lausiz.

Albrecht erfuhr im Besiz der Mark, durch die er einst einer der merkwürdigsten Männer seines Jahrhunderts werden solte, eben das Schiksal, was ihm vorher mit der Ostmark begegnet war; er verlor sie, und das grade zu einer Zeit, wo er am Ziele seiner Wünsche stand, wo er das längst begehrte Herzogtum Sachsen erhalten hatte. Des im Jahre 1137. verstorbnen Kaisers Lothar's Tod entflamte Albrecht's heissestes Verlangen von neuem. Laut erhob sich jezt die Stimme des

Mis-

Misvergnügens von allen Seiten, daß Lothar seinen Schwiegersohn, der schon das nicht unbedeutende Herzogtum **Baiern** beherrschte, noch mit Sachsen beliehen hatte; es wäre, versicherten sie, gegen der Deutschen Herkommen, daß ein Fürst zugleich Herr zweier mächtiger Herzogtümer würde. Noch lauter ertönte ihre Klage, als man erfuhr, daß ihm sein Schwiegervater die Reichskleinodien übergeben, und ihn, den Kaiserthron zu besteigen, bestimt habe. Dieses algemeinen Murrens machte sich **Albrecht** zu Nuzze; er unterhielt es, und vereitelte jede Bemühung **Heinrich's** des Großmütigen, der Reichsfürsten Zuneigung zu erhalten, hintertrieb den Reichstag, den die kaiserliche Witwe **Richenza** zu Quedlinburg ausgeschrieben hatte, und behauptete, daß er, und nicht ein Weib in Abwesenheit des Sächsischen damals sich in Baiern aufhaltenden Herzogs seine Reichsversamlungen ausschreiben könne, besezte Quedlinburg mit seinen Truppen, und hinderte den ganzen Fürstentag. Albrecht gab seine Zustimmung vielmehr zur Wahl des Schwäbischen Herzogs **Konrad** von Hohenstaufen, verwendete sich eifrig für ihn, und sahe seine Bemühungen mit dem glüklichsten Erfolge gekrönt. **Albrecht** erwarb sich an **Konraden** einen treuern, standhaftern Freund, als er an **Lothar'n** gehabt hatte.

Natürlich war's denn, daß der neue Kaiser seine Klage gegen den Herzog Heinrich gerecht, und seine Ansprüche auf Sachsen gegründet fand. Heinrich zog sich Konrad's Unwillen noch mehr dadurch zu, daß er die Reichskleinodien lange Zeit nicht hatte ausliefern, und auf einer zur Untersuchung seiner Streitigkeiten angesezten Reichsversamlung nicht erscheinen wollen. Sein Ungehorsam wurde mit der Acht, und dem Verluste aller seiner Länder bestraft, und das Herzogtum Sachsen dem Soltwedelschen Markgrafen zuerkannt. Doch immer noch schien Albrecht des Glüks Spiel zu sein, immer noch konnte er keinen festen Fuß fassen. Sachsen war ihm nur gegeben, ihm bald wieder benommen zu werden, seine Geduld, seine Standhaftigkeit von neuem zu prüfen und ihn durch Widerwärtigkeiten zu bewähren. Heinrich fand noch viele treue Anhänger unter den Sachsen, und zog einige Fürsten, die auf Albrecht's wachsende Grösse eifersüchtig zu werden anfingen, auf seine Seite. Von ihnen unterstüzt behauptete er sich, verdrängte seinen Gegner nicht blos aus Sachsen, er fiel selbst in seine eignen Länder ein, erstürmte mehrere Städte und verwandelte seine Festungen in Steinhaufen. Zwar eilte der Kaiser Konrad mit einem starken Heere herbei, um Albrecht's Ansprüche

vol-

volkommen rechtskräftig zu machen. Aber eine eben so starke Gegenmacht und die Ueberredungen einiger Bischöfe bewogen ihn zu einem Vergleiche, nach welchem Albrecht dem Besiz des Herzogtums Sachsens entsagen und mit der Nordmark zufrieden sein muste.

Heinrich der Großmütige starb bald hierauf im Jahre 1139. und zwar, wenn einem alten Verse auf seinem Grabe zu trauen ist, an beigebrachten Gifte. Sein einziger Sohn Heinrich, bekannt unter dem Beinamen des Löwen, war erst zehn Jahr alt. Diese Umstände schienen Albrechten günstig genung zu sein, seine Rechte auf Sachsen von neuem geltend zu machen. Er suchte sich der Hauptpläzze zu bemächtigen. Damals gehörte der gröste Teil des jezzigen Niedersachsen's zum Sächsischen Herzogtum; daher machte er den Anfang mit der Eroberung Bremen's. Weil hier eben ein Jahrmarkt gehalten wurde, so kostete es ihm und seinen Anhängern wenig Mühe, in die Stadt zu kommen. Aber erobert war sie deswegen noch nicht. Der Ausgang entsprach seinen Erwartungen schlecht. Sein Anschlag, während dem Getümmel, den Zerstreuungen, und Unruhen, womit dergleichen Handelstage begleitet zu sein pflegen, die Bürger zu überraschen, wandte sich fast zu

seinem

seinem eignen Verderben. Die ungeheure Menge, die der Jahrmarkt herbeigezogen hatte, umringte ihn, und stürmte so heftig auf ihn zu, daß er noch kaum durch seiner Freunde Beistand der Wuth des tobenden Pöbels entging. Des unmündigen Heinrich's Jugend, und die dringendsten Bitten seiner Vormünder rührten die Herzen der Sächsischen Fürsten. Mit vereinter Kraft widersezten sie sich den Unternehmungen Albrecht's, verfolgten ihn bis in's Innerste seiner Länder, entrissen ihm Stadt nach Stadt und verjagten ihn aus allen seinen Besizzungen, übergaben seine Nordmark dem Stadischen Grafen Rudolph und liessen ihm selbst seine erblichen Güter nicht. So hart hatte das Unglük unsern Markgrafen noch nicht getroffen, so weit vom Ziel seiner Wünsche noch nicht abgeführt, so gänzlich seine Hofnungen noch nicht scheitern gemacht. Vertrieben von seinem Eigentum, verlassen von seinen Untertanen, beraubt seiner Macht irrte Albrecht in fremden Gebiet, und nahm seine Zuflucht zu dem einzigen Freunde, der ihn noch retten zu können schien, dem Kaiser Konrad III. Seine Hofnung schlug ihm wol nicht fehl, doch flossen Jahre dahin, ehe er Land und Leute wieder erhielt. Den Kaiser beschäftigten so viel eigne Angelegenheiten, bestürmten so viel eigne Unruhen, daß

er

er Albrechten mit fast nichts als seinem guten Willen beistehen konnte. Gütliche Unterhandlungen, die nicht durch Macht unterstüzt werden, sind gewönlich fruchtlos. Dies erfuhren Konrad und Albrecht. Endlich brachte der Tod einiger Hauptfeinde unsers Markgrafen einen Vergleich zu Frankfurt am Main 1143. zu Stande, wodurch Albrecht seine Erbländer so wie die Nordmark zurük erhielt, und die erledigte Ostmark zur Schadloshaltung bekam. Die wirkliche Volziehung dieses Traktats verzog sich bis auf's folgende Jahr, in welchem Albrecht jene grosse Laufbahn beginnt, in der wir ihn im folgenden Teile dieser Geschichte zum vorgestekten Ziele mit unverwelklichem Ruhme werden eilen sehen.

Brandenburgische Geschichte.

Zweeter Hauptteil.

Geschichte der Mark vom ersten Markgrafen von Brandenburg, Albrecht dem Bär, bis auf die Regierung des Hohenzollerischen Hauses; vom Jahre 1144 bis 1417.

I. Abschnitt.

Brandenburgische Markgrafen und Kurfürsten aus dem Askanischen oder Anhaltischen Geschlecht. 1144 — 1320.

1. Albrecht I. der Bär oder der Schöne.

1144 — 1168. st. 1170.

Durch den Frankfurter Vergleich gelangte Albrecht wieder zum ungestörten Besiz seiner Länder, und seit dieser Zeit nannte er sich: **Markgraf von Brandenburg;** einer Zeit, mit der Brandenburg's schöne Morgenröte, die den hellsten Tag verkündiget, anbricht. Denn von jedem Patrioten wird Albrecht stets als der Stifter des Brandenburgischen Staats verehrt, als der Gründer seiner nachmaligen Grösse und seines Wohlstandes geschäzt, und bei manchen seiner Fehler wegen seiner vielen Verdienste geachtet werden. Daß das Heidentum nicht mehr den Verstand mit dem ungereimtesten Aberglauben erfüllt, das Herz nicht mehr zu den verabscheuungswürdigsten Gräueln verführt;

führt; daß nicht mehr ewige Fehden die Ruhe des Landes stöhren; daß volkreiche Städte emporsteigen, Künste und Handwerker eine ruhige Werkstätte, und unglükliche Fremdlinge einen sichern Zufluchtsort finden; daß durch Deutsche Gesezze Wendische Sitten verdrängt, wilde Rauhigkeit almälig verfeinert und der Geist des Jahrhunderts umgeformt wird — wem anders als ihm verdankt dies die Mark? Und wem anders, als der verkehrten Denkungsart seiner Zeit, und der Schwäche, der algemein die menschlichen Natur erliegt, schreibt's der Unparteiische zu, daß er, zu hartnäkkig in seinem Hasse gegen das Welfische Haus beharrt; daß er ein fremdes Land durch Gewalt an sein Haus bringt; daß er, um Heiden zum Himmel zu führen, sich mit dem heiligen Kreuz bewafnet, und Menschen mordet; und zum gelobten Lande in Pilgergestalt walfartet?

Noch war Albrecht nicht eigentlicher Herr des Landes, wovon er nach den Urkunden jezt schon den Titel führte. Er erobert es erst nach und nach mit den Waffen in der Hand, und bemächtigte sich desselben nach dem Recht des Stärkern. Zwar läßt ihm eine andre Erzälung die Mark Branden-

denburg durch ein Testament des lezten Wendischen Königs zufallen. Aber so gern auch der Freund des Vaterlandes eine Nachricht unterschreiben möchte, welche dem Stifter der Mark ein unbezweifeltes Recht zum Besiz eines fremden Landes giebt; so wenig kann doch auch seine Wahrheitsliebe eine Erzälung annehmen, welche nicht erwiesen werden kann. Es ist schon oben der König **Pribislaus** als Beherrscher der Wenden angeführt worden. "Er sahe, so lautet jene Nachricht, endlich des Gözzendienstes Unsinn ein, wendete sich zum Christentum und nahm den Namen **Heinrich** an. Als er sich seinem Alter, und seines Lebens Ende näherte, und selbst keine Kinder hatte, befürchtete er, daß das Reich nach seinem Tode in eines Heidnischen Königs Hände fallen, und das Christentum wieder unterdrükt werden möchte. Aus Liebe zu Gott, und von dem Wunsche, seiner Untertanen ewige Seligkeit zu sichern, belebt, entschloß er sich, seine Länder einem christlichen Prinzen zu überlassen. Er machte daher ein förmliches Testament, worin er seinen guten Freund, **Albrecht den Bär**, zum Erben seiner Güter und seines Staats bestimte. Er vertrat selbst bei seinem ältesten Sohne, **Otto**, Pathenstelle, hob ihn aus der Taufe, und gab ihm

ihm den Zauchischen Kreis zum Pathengeschenk. Bald drauf starb er. Seine Gemalin Petruße verheimlichte seinen Tod drei Tage hindurch, meldete ihn aber sogleich dem Markgrafen Albrecht, damit er unverzüglich kommen und das Wendenland übernehmen möchte, ehe das Volk noch wüßte, daß Pribislaus nicht mehr lebe." Diese Geschichte würde nur dann erst glaubwürdig sein, wenn sie bei den Zeitgenossen gefunden würde, und weder inre noch chronologische Widersprüche enthielte.

Ist nun gleich das Testament des Pribislaus eine Erdichtung spätrer Zeiten, läßt auch schon die nachherige starke Entvölkerung des Wendenlandes offenbar auf eine gewaltthätige Eroberung schlüssen; so wird die Beschuldigung, als ob Albrecht blos von Raubbegierde getrieben sich Länder angemaßt habe, worauf kein Vergleich, keine Erbfolge ihm ein Recht gegeben habe, dennoch für ungegründet gehalten werden müssen, wenigstens sehr einzuschränken sein. Denn er that, was die Sächsischen Könige und Kaiser längst zu thun Willens, aber immer zu ohnmächtig waren. Lange schon waren sie gewohnt, das Wendenland als ihr Eigentum zu betrachten, Tribut und Abgaben von ihnen

nen zu fodern, und Bischöfe zu ihren geistlichen Vorstehern zu machen. Oefters hatten sie auch die Lehnsherrschaft über sie bewiesen. Es war daher kein unnatürlicher Gedanke von Albrecht, daß er die Zeitumstände benuzte, und grade jezt, wo der Wilzische König keine Erben hinterließ, von Alter entkräftet nur schwachen Widerstand leisten konte, und sein Reich ohnedem in andrer Hände gefallen sein würde, einen neuen Versuch zur Unterjochung dieses Landes machte. Man sehe übrigens Albrecht's Verfaren an, aus welchem Gesichtspunkte man wolle, so ist doch dies unleugbar, daß er das zerrüttete Wendenland in einen blühenden, gesunden Staatskörper umgeschaffen, und sich um Zeitgenossen und Nachkommen verdient gemacht habe. Doch ehe wir seine Anordnungen genauer ausführen, sind noch ein Paar vorhergehende Begebenheiten zu erzälen, sein Wendischer Kreuzzug und seine Uneinigkeit mit Herzog Heinrich dem Löwen.

Mönchische Schwärmerei erzeugte, und Päpstliche Staatsklugheit verbreitete jenen Schwindelgeist unter den Europäischen Mächten, der sie in der Ungläubigen Länder stromweise hintrieb, das gelobte Land den Händen der Unbekehrten wieder zu entreissen,

damit

damit die Erde, welche der Fuß des Heiligsten unter den Menschen betreten hätte, nicht länger von Sündern entweiht würde. Man nennt dieses die Kreuzzüge, weil sich alle Krieger ein aus Tuch oder Zeuge bestehendes Kreuz auf die Schulter geheftet hatten. Der Kaiser Konrad III ließ sich im Jahre 1147. zu einem solchen Kreuzzuge gegen die Sarazenen bereden. Durch des Papstes Verheissungen ansehnlicher geistlicher Belohnungen, die er mit Befehlen begleitete, wurden die Dänischen und Sächsischen Fürsten zu einem ähnlichen heiligen Zuge gegen die an der Ostsee gelegenen Wenden bewogen. Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe waren die Hauptanführer der Kreuzfahrer. Dieser stand an der Spizze eines Haufens von 40,000 Mann. Jener rükte mit 20,000 Soldaten in's Pommersche und Meklenburgische, und eine von zween Dänischen Königen ausgerüstete Flotte solte an der Wiswarschen Küste landen. Einem so furchtbaren, von falschem Religionseifer erhizten Haufen hätten, dächte man, Länder unterliegen, und Nazionen weichen müssen. Und doch widerstund ihnen ein einziger Prinz und ein einziges Volk. Der oben erwähnte Krole Niklot, der Regent des Obotritischen oder Meklenburgischen Landes erfuhr's frühzeitig,

zeitig, daß diese gefärlichen Zurüstungen gegen ihn gemacht würden. Er zitterte nicht als furchtsamer Weichling; mit dem festen Vorsaz, wenigstens nicht ungerochen zu fallen, sprach er seinen Untertanen auf einer Reichsversamlung Herzhaftigkeit ein und versezte sie in die äusserste Kriegswuth, verstärkte seine Festungen und rüstete seine Flotte aus. Wie's möglich war, daß das grosse Heer der Deutschen von Feldherrn von so ausgezeichneter Tapferkeit angeführt, gegen eine kleinre Schaar der Wenden dennoch nichts vermochte, sieht man dann volkommen ein, wenn man ganz die Entschlossenheit des feindlichen Fürsten kennt; und folgender Zug stelt sie in hellres Licht. Niklot stund mit dem Grafen von Schaumburg Adolph II, Herrn von Holstein und Wagrien, dem jezzigen Lübekschen, im Schuzbündnisse; zweimal foderte er ihn zu Erfüllung seines Versprechens auf, erhielt aber zweimal abschlägige Antworten, unter dem Vorwande, daß diese Religionssache ihrem Bunde nichts anginge, und er als ein Christ seine Waffen nicht zur Verteidigung des Gözzendienstes misbrauchen könne. Stark und edelmütig antwortete ihm Niklot: "Ich wolte dein "Aug' und Ohr sein in dem Lande der Sla"ven, das du dir unterworfen hast, damit "dir

"dir nicht die alten Bewoner Wagrien's ein "Leid zufügten. Warum verkennst du dei-"nen Freund zur Zeit der Noth. Bisher "schüzte dich mein Arm gegen der Uebelge-"sinten Rache; jezt ziehe ich meine Hand "von dir zurük, überlasse dich dir selbst und "deinem Schiksal. Denn du achtest nicht "mehr deines alten Freundes, nicht mehr "der ihm geschwornen Treue, würdigst ihn "nicht einmal, deinen Blik auf ihn im Un-"glük zu werfen." Sogleich erfülte er seine Drohung, er, dem Wort und That eins war. Ehe noch die heilige Schaar der Kreuzfahrer das unheilige Land betrat, erstürmte Niklot die Stadt Lübek, woselbst sich die christlichen Bewoner auf gut Heidnisch zu Ehren des heiligen Paulus und Johannes, deren Todestag sie begingen, voll gesoffen hatten. Die Wenden opferten die Wehrhaften der Schärfe des Schwerdt's auf, machten die übrigen zu Gefangnen und verwandelten die umliegende Gegend in eine Wüstenei. Durch den glüklichen Erfolg dieses Ueberfalls ermuntert eilten sie nun der sich nähernden Dänischen Flotte entgegen. Schrekken ging vor ihnen her und verbreitete solche Furcht unter den Feinden, daß ihr Admiral sich im Schifsraum verkroch, viele hunderte nicht einmal den Versuch sich zu

wehren

wehren machten, und die ganze Flotte von den Wenden erobert ward. Endlich langten die Deutschen Kreuzkrieger an, belagerten die Städte Demmin und Dobin, erlitten aber von den Belagerten in einem Ausfall eine grosse Niederlage, und auch nachher einen fast täglichen Verlust, wozu die Uneinigkeit der verbundnen Anführer sehr viel mit beitrug. Sie wurden über den schlechten Fortgang ihrer heiligen Unternehmung so muthlos, daß sie die Hand zum Frieden boten, und um sich selbst die Schan über ihren gescheiterten Plan zu verbergen, trösteten sie sich großmütig mit der Vorstellung: "daß es gegen ihren Vorteil wäre, ihr eignes Land zu verwüsten. Alles wäre ja so ihr Eigentum; sie mordeten ihre eignen Untertanen, zerstörten ihre eignen Fluren, wüteten gegen ihre eignen Eingeweide." Sie verglichen sich daher mit den Wenden, waren mit dem Versprechen, daß sie die christliche Religion bekennen und die Gefangnen ausliefern wolten, zufrieden, und zogen mit der schmeichelhaften Hofnung, des Zweks ihrer Kreuzfart nicht ganz verfehlt zu haben, nach Hause. Die Wenden gaben nur einige alte schwache Greise zurük, und blieben ihrem väterlichen Glauben getreu.

Albrecht's Haß gegen das Welfische Haus wurde wieder angefacht, als der Graf Herrmann von Winzenburg von einem Edelmann, dessen Frau er entehrt hatte, im Bette erschlagen worden war. Der Brandenburgische Markgraf machte so wol als der Sächsische Herzog Heinrich der Löwe Ansprüche auf seine Verlassenschaft. Beide suchten ihr Recht durch die Macht ihrer Waffen zu erweisen; Albrecht fiel mit 1500 Mann in Sachsen, Heinrich mit 5000. in die Mark ein. Endlich vereinigte sie der neue Kaiser **Friedrich** I. der Rothbart auf einem Reichstage zu Wirzburg dadurch, daß er Albrechten die Güter des ohnlängst vorher erblos verstorbenen Grafen **Bernhard** von Plözkau, des Bruders des obigen Markgrafen **Konrad** von Plözkau, zum Ersaz anbot und Heinrichen die Winzenburgische Erbschaft zusprach. Doch wahre Freundschaft verband ihre Herzen nie; Albrecht konnte den Verlust des Sächsischen Herzogtums nicht vergessen, und ließ Heinrichen noch oft seine Rache empfinden, deren einzelne Ausbrüche wir desto lieber übergehen, da diese Fehden weder den Leser unterhalten, noch Albrecht's Ruhm vermehren.

Endlich verschwindet auch der Schatten der Wendischen Herrschaft. Nach des Königs Pribislaus Tode zeigte sich sein Neffe, ein gewisser Jazko, den einige aus Polen, andre aus Schlesien kommen lassen; unterstüzt von einigen Pommerschen Grossen entriß er Albrechten seine Besizzungen, und warf sich selbst in die Hauptstadt Brandenburg. Albrecht widersezte sich ihm mit seiner ganzen Macht, und war so glüklich, nach einem harten Widerstande der Wenden, nach einem grossen Verlust auf seiner Seite und der tapfersten Gegenwehr des Jazko dennoch den Siz des Wilzischen Staats, die Stadt Brandenburg im Jahre 1157. zu erobern, auf immer zu behaupten, und das Wendische Reich in der Mark völlig seinem Szepter zu unterwerfen. Nun dachte er mit allem Ernst an die Aufführung eines neuen, dauerhaften Staatsgebäudes; und die glükliche Vollendung dieses schwierigen Werks zeigt, daß er sich mehr noch durch seine Einsicht, Kenntniß und Güte als seine Tapferkeit vor seinem Zeitalter auszeichnete. Sein erstes Augenmerk war auf die Bevölkerung seines neuen Landes gerichtet. Denn die langen Kriege hatten viele Familien der Wenden hingeraft, mehrere waren aus Abneigung gegen den

Deut-

Deutschen Fürsten ausgewandert: ganze Häuser wären wie ausgestorben, und ganze Dörfer und Städte von Bewonern leer. Dieser Mangel an Menschen wurde bald wo nicht völlig ersezt, doch ziemlich ergänzt. Die Holländer, Seeländer, Friesländer, Flandrer und Rheinländer hatten durch grosse Ueberschwemmungen der See und des Rheinstroms den größten Teil ihrer Güter eingebüßt und selbst die Hofnung, ihren Verlust durch neuen Ertrag ihrer Ländereien ersezt zu sehen, auf eine lange Reihe Jahre hinaus verloren; so schrekliche Verwüstungen hatten die Wasserfluten angerichtet. Diese Unglüklichen wusten nicht, wohin sie sich wenden, und wessen Hülfe sie anflehen solten. Blieben sie im Lande, so drohete Hunger und Mangel ihrem Leben, wanderten sie in der Nachbarn Gebiet, so raubten ihnen die Gesezze den Rest ihres Vermögens und ihre Freiheit. Denn nach dem damals algemein üblichem Herkommen fiel alles Hab und Gut der Fremdlinge dem Fürsten oder Eigentumsherrn zu, in dessen Grenzen sie flüchteten und sie selbst wurden zu Sklaven gemacht. Albrecht zog von diesem traurigen Zufalle und den elenden Vorurteilen seiner Zeitgenossen Vorteil für seine Mark; er betrat kühn die Bahn, auf der seine Nachfolger

folger in der Regierung bis auf die spätesten Zeiten eben so glüklich als weise fortgegangen sind, der, daß sie ihr Land zu einer Zuflucht der Unglüklichen, einer Beschüzzerin der Vertriebnen, einer gütigen Pflegemutter der Verlaßnen machte; und es war von je her ein eigner Vorzug des Brandenburgischen Staats, daß seine Bewoner nie die Schlachtopfer der religiösen und politischen Vorurteile wurden, daß man nicht Scharen der nüzlichsten, thätigsten Bürger mit Vorsaz aus ihren stillen Wonungen von Schwärmerei verblendet, oder irrige politische Grundsäzze geleitet, in's Ausland trieb, nicht kommenden Fremdlingen die gesuchte Aufnahme versagte. Albrecht lud jene Unglüklichen selbst ein; er schikte Bevollmächtigte zu ihnen, ließ ihnen die stärksten Versicherungen, daß sie den barbarischen Gesezzen der übrigen Länder nicht unterworfen sein solten, geben, und versprach, sie bei ihren Gewonheiten, Rechten, Freiheiten, denen sie sich in ihrem Vaterlande erfreut hätten, auf's heiligste zu schüzzen. Freudenvoll folgten die Rhein= und Niederländer diesem Rufe, eilten scharenweise in ihr neues Vaterland, liessen sich besonders an den Ufern der Elbe, Spree, Havel nieder, schufen die sumpfigen Gegenden durch Anlegung meh=

mehrerer Deiche in fruchtbare Aekker und Gärten um, verbesserten den Landbau und die Viehzucht, und verschaften der Mark so vielfachen Nuzzen, als sie selbst davon hatten. Die noch jezt so genannten Holländereien haben ihnen den Ursprung und Namen zu verdanken.

Ehe **Albrecht** weitre Anstalten zur Aufnahme seiner Länder zu machen fortfuhr, brachte er vorher dem höchsten Wesen für die Eroberung Brandenburg's ein Opfer des Danks und der Frömmigkeit, ganz im Geiste der damaligen Zeiten. Er beschloß eine Walfart zum heiligen Grabe zu thun, in der Ueberzeugung, daß Gott seine an so heiliger Stäte bezeigte Dankbarkeit mit gnädigern Augen, als in seinen Staaten, ansehen würde. Er reiste im Februar des Jahres 1158. mit seiner Gemalin **Sophia** und dem Halberstädtischen Bischof **Ulrich** wirklich ab, erfülte seine Gelübde, und kehrte das folgende Jahr in seine Länder zurük. Ganz unnüz war indessen diese Reise nicht gewesen; sie hatte einige wohlthätige Folgen für die Mark: sie gab Gelegenheit, daß die ersten **Johanniterritter** nach Brandenburg kamen; eine Begebenheit, die wichtig genung scheint, sich einige Augenblikke bei ihr zu verweilen.

Seit

Seit dem frommer Aberglaube die Christen auf die Vorstellung brachte, daß die Gegenden, wo Christus einst wandelte, etwas Heiliges an sich hätten, daß ihr Besuch ein gutes, verdienstliches Werk sei, dem Sünder Vergebung auch der größten Verbrechen, und eine höhere Stufe der Seligkeit erwerbe: seit dem walfarteten jährlich eine Menge andächtiger, bußfertiger Seelen zum Grabe Christi und zu andern heiligen Orten. Die Weite des Weges, die Unsicherheit in jenen Gegenden, die Armut vieler Pilgrimme, der Ueberfall von Räubern, und andre Gefahren verursachten den heiligen Wandrern manche Widerwärtigkeiten. Von Krankheiten befallen, von streifenden Rotten verwundet, vom äussersten Mangel gedrükt seufzten die Unglüklichen in einem fremden Lande unter unbekannten Menschen vergebens nach Hülfe, und verschmachteten ohne Rettung. Ihrer erbarmten sich endlich einige Kaufleute aus Amalfi in Neapolis, welche im Jahre 1048. ein dem Täufer Johannes geweihtes Hospital zu Jerusalem erbauten, worin die Schwachen und Kranken von gewissen, durch sie dazu bestelten Mönchen, die man Hospitaliter oder Johanniter nannte, verpflegt werden solten. Im Jahre 1092 oder 1099. bildete sich hiervon ein ganzer Ritterorden,

 der

der vom Papste förmlich bestätiget wurde, und dessen Glieder sich verpflichteten, die Pilgrimme auf den Landstrassen gegen Räuberbanden zu schüzzen, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, die Verwundeten zu verbinden, die Kranken zu heilen, und die Armen zu unterstüzzen. **Albrecht** lernte diesen Orden während seines Aufenthalts zu Jerusalem kennen; und einige Edelleute von seinem Gefolge waren selbst in ihn getreten. Stets auf die Erhöhung des Wohlstandes seiner Untertanen bedacht, glaubte er, daß die Errichtung einer solchen Brüderschaft in seinem Lande eine der nüzlichsten Anstalten werden könnte. Er ersuchte daher einige Ritter, ihn auf der Rükreise zu begleiten, und sich in seinen Staaten niederzulassen. Hier schenkte er ihnen eine Kirche zu **Werben** in der Altmark nebst sechs Hufen Akker, erbaute ein Hospital zur Verpflegung Hülfsbedürftiger, und bestimte sie noch besonders, seine christlichen Untertanen gegen die Einfälle der benachbarten heidnischen Wenden zu schüzzen. Durch Freigebigkeit der Fürsten, durch Vermächtnisse der im Hospitale Sterbenden, durch Schenkungen der unter ihrer Fürsorge Genesenden, durch Verlassenschaften mancher Ritter wurde der Orden bald so reich und mächtig, daß er sich im Besiz meh-

mehrerer Kommentureien und seit 1426. in dem des noch bestehenden Herrnmeistertums Sonnenburg sahe.

Von Albrecht's rastlosem Bestreben, seine Mark in Aufnahme zu bringen, sind auch die vielen Städte, welche ihm entweder ihr Dasein, oder ihre Vergrösserung und Erweiterung zu verdanken haben, die sprechendsten Beweise. Zu den neuerbauten gehören vorzüglich Berlin und Köln, an der Spree, wovon jene entweder nach ihres Stifter's Albrecht's des Bär's Beinamen oder dem an der Spree angelegten Wasserhalter, welcher damals ein Bär hieß, genannt worden; diese ihre Erbauer, die ehemaligen Bewohner der Gegenden in und um Köln am Rhein verewigen solte. Unter die erweiterten sind Brandenburg und Stendal zu rechnen. Lezteres ward aus einem Dorfe zur Stadt erhoben. Vielleicht legte Albrecht auch den Grund zu Errichtung von Spandaw, Bernau und andern.

Nichts bringt die Menschen einander näher, nichts befördert das gegenseitige Zutrauen mehr, nichts unterdrükt kräftiger den Partheigeist, als Gleichheit der Sprache, der Religion, der Gesezze, der Gewohnheiten.

ten. Mit dem größten Eifer, bemühte sich daher unser Markgraf, die Wendische Sprache zu unterdrükken, und die Deutsche algemeiner zu machen, die noch übriggebliebnen Heiden zum Christentum zu bewegen, und sie an die Deutschen Gesezze zu gewöhnen. Diese waren freilig wegen ihrer inren Mängel, wegen ihrer Vermischung mit den von einem fremden Boden auf den Deutschen Grund verpflanzten Römischen Anordnungen, wegen der Einführung des verworrenen Kirchenrechts, wegen der, den Fremdlingen gestatteten Freiheiten, und der, dem Adel gewährten Vorrechte, noch weit von einem hohen Grade der Volkommenheit entfernt. Dennoch dienten sie dazu, den Haß der Wenden gegen ihre Oberherrn almälig zu erstikken, und sie und die Deutschen zu einem Volk zu vereinigen. Unter den Deutschen Gerichten scheinen folgende eine besondre Anführung zu verdienen: das Botding, das Lotding, das Burding. Ding, Geding hieß bei unsern Vorfahren so viel als Gericht; dingen, bedingen so viel als: ausmachen, übereinkommen, schlichten. Bot ist ohne Zweifel mit Gebot einerlei. Botding war also ein gebotnes Gericht, welches jährlich zweimal in der Altmark, im Frühlinge zu Seehausen, im Herbst zu

Wer=

Werben, und in der Prigniz zu Havelberg gehalten wurde. Das Botding dauerte vier Wochen hintereinander, alle sonstigen Gerichte verstumten während desselben, der Landesfürst leitete, wenigstens bei den Havelbergischen, den Gang der Geschäfte selbst; alle Streitigkeiten, ausser den Todesverbrechen, alle öffentliche und besondre Beschwerden, Ehrensachen, Wegebesserungen, Brükkenbauten, Verdämmungen, Grenzverrükkungen, Schuldfoderungen waren die Gegenstände dieses Gerichts. Vier Wochen später wurde das **Lotding**, Gericht der **Leute**, die größre Volksversamlung, vorzüglich zu **Werben** gehalten. Hier entschieden die Richter solche Klagsachen, die auf dem Botding wegen Kürze der Zeit, Verworrenheit des Streitpunkts oder andrer Ursachen noch nicht geendigt waren. Des **Burdings** wird bei den Stendalschen Gerichten erwähnt. Es war eigentlich für die **Buren**, Bauren bestimt, und untersuchte die Händel der Landleute. Es blieb zu Stendal, als dieser Ort zur Stadt erhoben ward, und beschäftigte sich mit den Klagen der Dorfbewohner, der Akkerbürger, und hernach der Bürger überhaupt.

Die Sorge und Mühe, welche alle diese Einrichtungen erfoderten, die grossen

Be=

Beschwerlichkeiten, die Albrecht in seinen vielen Kriegen litt, die mannigfaltigen Reisen, die so verschiedenen Schiksale seines Lebens, das unaufhörliche Gewirre während seiner Regierung, hatten seinen Geist so entkräftet, seinen Körper so geschwächt, daß er die Last der Regierung als eine zu schwere Bürde nicht mehr zu tragen vermochte, daß er sich nach Ruhe und Erholung, deren er seit seiner frühen Jugend so wenig genossen hatte, nun im hereinbrechenden Alter sehnte, im Jahr 1168. das Reich seinem ältesten Sohne **Otto** übergab, und seine noch übrigen Tage an seinem Geburtsorte **Ballenstädt** im Gefühl des süssesten Friedens und unter frommen Andachtsübungen zubrachte. Hier endigte er denn zwei Jahre darauf, 1170. sein so thatenvolles, wohlthätiges Leben. Er hinterließ von seiner, kurz vor ihm verstorbenen Gemalin **Sophia**, einer gebornen Gräfin von **Reinek**, drei Töchter und sieben Söhne. Von leztern ward der älteste **Otto**, Markgraf von Brandenburg, und der jüngste **Bernhard**, Herzog von Sachsen. Zween der übrigen **Siegfried** und **Heinrich** traten in den geistlichen Stand, und die andern drei **Herrmann**, **Albrecht** und **Dietrich** erhielten einige kleinre Erbgüter.

2. Otto I.
1168 — 1184.

Otto führte seines Vaters Entwürfe weiter aus, wovon uns jedoch die Zeitgenossen keine einzelne Einrichtungen melden. Sie ermüden uns vielmehr mit ewigen Erzälungen von Kriegen, Streifereien, Befehdungen, die er bald mit den Pommern, bald mit den Sachsen, bald mit diesem oder jenem Bischof, diesem oder jenem Grafen zu führen hatte, und welche uns weiter keinen Zug seines Karakters als den, der Tapferkeit darstellen. Das merkwürdigste in seiner ganzen Regierung, ist ohnstreitig die erste Verwaltung des Erzkammeramts, und die erhaltene Belehnung über Pommern.

Nach der Gewohnheit der Fränkischen Könige hatten die Deutschen Kaiser gewisse Reichsämter, um ihren Hofstaat ansehnlicher zu machen und ihm einen blendenden Aussenglanz zu geben, eingeführt, die besonders bei ihrer Krönung verwaltet wurden. Anfangs übertrug man sie willkührlich den vornehmsten Staatsbedienten. In der Folge wurden sie erblich und blos denen Fürsten, die den Kaiser zu wählen das Recht hatten, eigen. Zu diesen Reichsämtern gehört beson-

sonders auch die Erzkämmerwürde, welche seit Otto I. stets bei dem Brandenburgischen Hause geblieben ist. Die Bestimmung nebst den Vorrechten des Erzkämmerers sind die, daß er vor dem Kaiser bei der Krönung den Regierungsszepter trägt; ihm einen Ring mit den Worten überreicht: "empfange hiermit der Herrschaft Zeichen, erhalte das Römische Reich in seinem Glanz, und schüz' es mit unüberwindlichen Muth;" daß er ihm in einem silbernen Bekken Wasser zum Waschen bringt; daß er die öffentlichen Reichseinkünfte einnimt und den Staatsschaz unter seiner Verwahrung hat; endlich die fremden Gesandten bei'm Kaiser einführt, ihre Briefe übergiebt und deren Beantwortung bestellt. Dafür darf er in seinen Ländern und Gütern neue Zölle, und an seinen Gewässern neue Mühlen nach eignem Gefallen anlegen. Die Befolgung einiger Punkte hat die Zeit und die veränderte Lage der Umstände zwekwidrig gemacht.

Die häufigen Einfälle der Dänen in die Pommerschen Länder, verschaften dem Brandenburgischen Hause den nicht unbedeutenden Vorteil, daß es die Lehnsherrschaft über Pommern und folglich die nächste Anwartschaft auf den Besiz dieses Landes bekam. Die Gebrüder **Bogislav** und **Kasimir**,

mir, Herzoge von Pommern, unterwarfen sich dem Deutschen Reich als Lehnsleute, um von selbigen gegen die unruhigen Dänen geschüzt zu werden. Der Kaiser übertrug unserm Margrafen Otto die Lehnsherrschaft.

Gegen die Geistlichen bewies Otto seine besondre Milde. Er stiftete mehrere Klöster, unter denen das von ihm zu Lehnin im Zauchischen Kreise errichtete Cisterzienserkloster besonders angemerkt werden muß, weil hier verschiedne Brandenburgische Markgrafen vom Anhaltschen Geschlecht begraben worden. Otto, der Stifter desselben, welcher im Jahre 1184. starb, war der erste, der dort zur Erden bestattet wurde. Er hatte sich zweimal vermält: zuerst mit des Polnischen Herzogs Boleslaus, des Krummaul's Tochter Judith, deren Todesjahr unbekannt ist; denn auf ihrem Grabe in der Domkirche zu Brandenburg stehen zwar die Worte: "den 8ten Jul. starb die Markgräfin Judith, der Edelstein der Polaken;" aber das Jahr wird nicht genannt. Es ist daher auch ungewiß, wenn er sich mit seiner zwoten Gemalin Adelheide verbunden habe, so wie man selbst nicht sagen kann, von welcher Familie sie gewesen sei. Otto'n überlebten drei Söhne aus der ersten Ehe: Otto, Heinrich und Albrecht.

3. Otto

3. Otto II. 1184 — 1205.

Heinrich I. 1184 — 1192.

Albrecht II. 1184 — 1220.

Diese drei Brüder besorgten die Regierung der Mark Brandenburg gemeinschaftlich; doch aber war Otto II. die Seele von allen, welche den ganzen Staatskörper belebte, und in Bewegung sezte, der Plane entwarf, Anordnungen machte, und von seinen Brüdern nur die Zustimmung erwartete. Von Heinrichen, der von seinem Hauptsizze, gewönlich Graf von Gordelegen oder Gardeleben zubenannt wird, konnte er sie gewiß allemal hoffen; denn von Natur zur Ruhe, zur Andacht geneigt, von schwärmerischen Mönchen, von unwissenden Pfaffen seit den frühesten Jahren im Aberglauben bestärkt, zur blinden Ergebenheit an die Kirche gewöhnt, erwählte sich Heinrich die Einsamkeit zu seiner Gefärtin, und vergaß Welt und Geschäfte in ihrem stillen Schoosse. Er entsagte den tobenden Freuden dieses Lebens, beschäftigte sich mit geistlichen Betrachtungen, und bahnte sich den Weg zum Himmel durch reiche Geschenke an die Geistlichkeit, und angesehne Stiftungen. Er hätte die ganze Altmark den Klöstern, den

Bischöf-

Bischöffen, den Mönchen überlassen, wären's seine Brüder zufrieden gewesen. Ihm hat das Domkloster zu Stendal seinen Ursprung zu danken. Und dies ist das Wichtigste, wodurch er sein Andenken verewigte. Er verließ endlich 1192. diese Erde, um die er sich so wenig bekümmert, und ging in jene Welt über, zu der er sich so lange vorbereitet hatte.

Von grade entgegengesezter Denkungsart war sein ältrer Bruder Otto. Er schildert seinen Karakter in dem Bestätigungsbriefe des von Heinrich 1180. errichteten Dom's zu Stendal selbst auf folgende Art: "Ich weiß wol, daß man den Himmel nur "durch reichliches Almosengeben, durch unab"läßiges, andächtiges Beten, durch abmer"gelndes Fasten, durch stetes unverdroßnes "Wachen, und andere dergleichen gute Wer"ke erlangen kann. Aber die Schwäche "meiner Natur hat mir die Gabe, an allem "diesem Geschmak zu finden, versagt, und "immer reißt mich der Muthwille, welcher "bei jungen Männern von feurigem Geist "zu Hause zu sein pflegt, zu entgegenstehen"den Handlungen hin. Ich will indessen "doch in so weit für mein notwendiges See"lenheil sorgen, in so weit ich das durch

"Frem-

"Fremder Arbeiten erhalten kann, was ich "mit meinen eignen nicht zu erreichen ver= "mag. Ich halte es daher für besser, mir "andrer heiliger Männer Wohlwollen mit al= "lem Eifer zu erwerben, damit ihr Gebet, "und ihre guten Werke mir einstens zu Stat= "ten kommen —". Diesen Aeusserungen gemäß erdichtete man ein Märchen, dessen Erfindung und dessen Annehmung ein trau= riger Beweis von der Zerrüttung des mensch= lichen Verstandes ist. Otto II. war ein= stens, so erzält man, vom Magdeburgischen Erzbischof Ludolph in den Bann gethan wor= den. Spöttisch sagte der Markgraf über Tische: ich habe oft gehört, von einem, der mit dem Bann belegt worden, nähme auch nicht einmal ein Hund ein Stük Fleisch; laßt uns die Probe machen. Er warf sei= nem Hunde ein Stük hin; der Hund be= roch's und ließ es liegen. Drei Tage schloß er ihn drauf mit dem Fleische ein, und ließ ihm nichts weiter reichen. Der Hund wär' eher vor Hunger gestorben, ehe er das Fleisch berührte. Nun ging Otto in sich, that Busse und ward wieder ein gehorsamer Sohn der Kirche.

Daß Otto jung zur Regierung gelangt sei, läßt sich aus seinen eigenen eben ange= führ=

führten Worten schlüssen; und gewönlich glaubt man, daß er bei seines Vaters Tode noch kaum das 20te Jahr zurükgelegt habe. Seine ersten Thaten waren — Kriege in Sachsen und Holstein. Den ersten führte er zum Vorteil seines Oheims Bernhard, der mit dem Herzogtum Sachsen schon längst belehnt worden war, es aber gegen den noch lebenden Heinrich den Löwen nicht behaupten konnte; den andern zur Wiedereinsezzung des von seinen Ländern verdrängten Adolph's III. Grafen von Schaumburg und Holstein. In beiden war er glüklich.

Schon wieder fand's die Päpstliche Politik im Jahre 1195. für rathsam, Europa und besonders Deutschland zu entvölkern, und die Fürsten in die Länder der Ungläubigen zu verweisen; sie überzeugte den Kaiser Heinrich VI. von der Notwendigkeit eines neuen Kreuzzuges in's gelobte Land. Der Kaiser bot die Deutschen Fürsten zu diesem Feldzuge auf; und viele folgten dem Rufe, worunter anfänglich auch Markgraf Otto war. Doch unterwegens besann er sich eines bessern; hielt bei dem Papste um Erlassung seines Versprechens an, kehrte nach erhaltner Lossprechung von seinem Gelübde in seine Staaten zurük, und unterließ eine un-

nüzze, thörigte Handlung, um bald drauf eine noch schädlichere auszuführen, die Anerkennung der Lehnsherrschaft des Magdeburgischen Erzstifts.

Im November 1196. verschenkte der Markgraf Otto II. mit Einwilligung seines Bruders Albrecht's den größten Teil seiner Güter, beinahe die ganze Altmark, die Pfalzgrafschaft Sommerschenburg, die Grafschaft Groitsch und einiges aus der Mittelmark an den unüberwindlichen und glorreichen Märtirer, den heiligen Moritz und die Kirche zu Magdeburg, und nahm alles von selbigem wieder zur Lehn an. Die Uebergabe geschahe in Gegenwart mehrerer angesehnen Zeugen; worauf der damalige Erzbischof Ludolph diese Güter ein Jahr und sechs Wochen hindurch verwaltete, und nach deren Verlauf die Brandenburgischen Markgrafen von neuem damit belehnte; denn so schrieben es die damaligen Gesezze vor, wenn das ganze Verfahren gültig sein solte. Der Kaiser bestätigte das folgende Jahr diese Uebertragung der Lehnsherrschaft an's Magdeburgische Erzstift um desto lieber, da er seine besondren Absichten, die Kaiserwürde erblich zu machen, nun eher ausführen zu können glaubte. Unbegreiflich würde die-

se

se Schenkung sein, wenn man nicht an die Macht der Vorurteile und des Aberglaubens dächte, nicht gewisse besondre politische Umstände in Erwägung zöge. Otto hatte selbst keine Erben; die Sorge, daß nach seinem Tode sein Bruder von der Erbfolge ausgeschlossen, und die Mark einer fremden Familie übertragen werden möchte; die Vorstellung, daß durch einen geistlichen Lehnsherrn auch seine Länder einen gewissen Geruch der Heiligkeit bekommen, sie vor feindlichen Einfällen desto sichrer sein und ihre Bekriegung als eine Sache Gottes angesehen werden würde; die Hofnung, eine hohe Stufe der Seligkeit zu erreichen, ohne sein eignes Fleisch nach den Begriffen der damaligen Zeiten kasteien zu dürfen — diese Gründe mögen wol hauptsächlich auf ihn gewirkt und ihn zu einem der seltsamsten Schritte bewogen haben.

Kaum waren diese friedlichen Geschäfte völlig geendiget, als Otto bald wieder in kriegerische Angelegenheiten verwikkelt wurde. Im Jahre 1192. empörte sich der Bischof **Waldemar** von Schleßwig gegen seinen rechtmäßigen Herrn, **Knud** IV. König von Dännemark, behauptete nach der Aussage seiner Mutter ein natürlicher Sohn des Kö-

nigs

nigs Knud III. zu sein, warf sich zum Herrn des Reichs auf und erhielt von mehrern Deutschen Fürsten, unter andern auch von unserm Markgrafen, dem Knud seine Rechte auf Pommern streitig machte, die thätigste Unterstüzzung; dennoch war er unglüklich und fiel in seines Königs Hände. Knud IV. beschloß Rache an denen, die dem Empörer beigestanden hatten zu nehmen. Er schikte unter der Anführung des Kanzlers und Bischofs von Roschild, Peter's ein starkes Kriegsheer nach Deutschland, um Otto's Länder zu verwüsten. Unser Markgraf ging den Dänen entgegen, empfing sie an der Grenze, und erfocht nicht bloß einen glorreichen Sieg, sondern bekam auch den Feldherrn Peter selbst gefangen. Otto verwahrte ihn auf's genauste in der Hofnung, durch ihn ansehnliche Vorteile zu erlangen, statt des Lösegeldes einige Pommersche Pläzze zu erhalten, und seine von den Dänen gefangen genommene Untertanen zurük zu bekommen. Peter's List vernichtete alle diese reizenden Aussichten. Er machte durch Vergrösserungen der Gefährlichkeit seiner Wunden Otto's Mitleiden rege; durfte sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, nur von einem einzigen Offizier begleitet, alle mögliche Bewegungen machen, entdekte bald die

schwa-

schwache Seite Ludolph's — dies war der Name seines Aufsehers — seinen Heishunger nach Gelde, und bot ihm eine grosse Summe. Ludolph nahm sie an, und der Bischof entfloh. Die kämpfenden Fürsten liessen nach verunglükten Entwürfen, sich einander zu schaden, den Streit ruhen.

Noch nahm Otto an den Unruhen, welche durch den Tod des im Jahre 1197. verstorbenen Kaisers Heinrich VI. entstanden waren und zehn Jahr hindurch Deutschland's Ruhe störten, den lebhaftesten Anteil, und legte einen Beweis seiner Treue und der Erfüllung seines einmal gegebnen Versprechens ab. Ausser ihm hatten mehrere Deutsche Fürsten Heinrich VI. im Jahre 1195. die Versicherung gegeben, seinen zweijährigen Sohn Friedrich zum Kaiser zu wählen. Heinrich's Bruder, Philipp, suchte nach seinem Tode jene Fürsten zu Haltung ihres gegebnen Worts zu bewegen; aber nur der Markgraf Otto unterstüzte seine gerechten Foderungen; die übrigen brachten die elende Ausflucht vor, daß der junge Friedrich damals, als sie ihm ihre Stimmen gegeben hätten, noch nicht getauft, folglich noch ein Heide gewesen; daß sie daher nicht verpflichtet wären, ihm als einem Ungläubigen ihr

Wort zu halten. Philipp sahe nun wol, daß er seines Neffen Friedrich's Rechte nicht behaupten könnte; deswegen beschloß er, selbst um die Deutsche Krone zu werben. Er war so glüklich, daß er 1198. erwählt und zu Mainz vom Päpstlichen Legaten gekrönt wurde. Viele der Deutschen Fürsten waren jedoch mit dieser Wahl unzufrieden, erwählten des Herzog Heinrichs des Löwen zweeten Sohn Otto, unter dem Namen des Vierten, zu Köln zum Gegenkaiser, und legten dadurch den Grund zu den größten Zerrüttungen Deutschlands. Otto von Brandenburg blieb dem Schwäbischen Hause eifrigst ergeben, zog zur Unterstüzzung Philipp's selbst zu Felde, und hörte nicht eher als mit dem Tode auf, der treuste Anhänger des einmal mit seiner Zustimmung erwählten Kaisers zu sein. Er erlebte das Ende dieser Unruhen nicht; denn während derselben starb er im Jahre 1205. und ward im Kloster Lehnin neben seines Vaters Asche beigesezt. Man streitet sich noch, ob er vermählt gewesen sei oder nicht; aber darüber ist man eins, daß er keine Erben hinterlassen hat.

Albrecht II, der sich bei seines Bruders Lebzeiten gewönlich zu Arneburg in der

der Altmark aufgehalten hatte und deswegen Graf von Arneburg genennt worden war, führte nun die Regierung über die Mark allein, und erwarb sich durch seine Redlichkeit, seine Treue und Tapferkeit die Liebe seiner Freunde, und die Achtung seiner Feinde. Er trat in Absicht der Deutschen Kaiserstreitigkeiten in seines Bruders Fußstapfen, verteidigte Philipp's Rechte, welche endlich von den mehresten Fürsten und selbst dem Papste anerkannt wurden. Philipp würde gänzlich über seinen Gegner gesiegt, würde die Deutsche Krone behauptet haben, wäre er nicht durch des berühmten Otto's von Wittelsbach Schwerdt 1208. gefallen. Die Sächsischen Fürsten erklärten nun zu Halberstadt, und die übrigen zu Frankfurt, Otto den Vierten für den einzigen rechtmäßigen Kaiser; und Markgraf Albrecht von Brandenburg vergaß seiner Abneigung gegen ihn, suchte Otto's Freundschaft, hing ihm von jetzt mit eben der Standhaftigkeit an, mit welcher er vorher gegen ihn das Schwerdt geführt hatte, unterstützte ihn auch da noch, als schon die mehresten Fürsten seinem neuen Gegner ergeben waren, und verließ ihn nicht eher, als bis Otto selbst seine Aussöhnung mit dem Gegenkaiser billigen muste.

Des neuen Kaisers Thron blieb nicht lange unerschüttert. Otto's Zwistigkeiten mit dem Papste gaben bald zu neuen Verwirrungen in Deutschland Anlaß, verschaften unserm Markgrafen aber auch eine neue Gelegenheit, seine Bravheit, seinen Edelmuth in Haltung seiner Treue zu zeigen. Anfangs schienen Kaiser und Papst im besten Vernehmen zu bleiben; und dieser krönte Otto'n mit aller möglichen Pracht in Italien. Als aber der Kaiser die Rechte Deutschlands aufrecht erhalten, und die verlornen zum Reiche gehörenden Güter, von denen sich der Papst mehrerer bemächtigt hatte, wieder an selbiges bringen wolte; so entbrante des Papstes Zorn so heftig, daß er Otto'n nebst allen seinen Anhängern feierlich in den Bann that, und den oben erwähnten **Friedrich**, Heinrich's VI Sohn zum Gegenkaiser vorschlug. Viele Fürsten Deutschland's wurden wankend, erkannten **Friedrich** II. und verliessen Otto's IV Parthei. Nur Markgraf **Albrecht** hielt, was er einmal versprochen hatte; opferte sich für Otto'n auf und errichtete im Jahre 1212. ein Schuz- und Truzbündnis mit ihm, nach welchem der Kaiser seine Streitigkeiten mit Dännemark wegen der Pommerschen Lehnsherrschaft entweder gütlich beizulegen oder

mit

mit gewafneter Hand zu Ende zu bringen gelobte, wogegen Albrecht dem Kaiser die Versicherung gab, ihm mit Gut und Blut wider seine Feinde beizustehen, und auf dem Throne zu erhalten. Ein Handschlag und zwanzig adeliche Bürgen bestätigten den Vergleich.

Albrecht hielt Wort. Er vertheidigte Otto's Gerechtsame so lange, als er noch die mindeste Wahrscheinlichkeit, ihm das Uebergewicht zu verschaffen, vor sich sahe; und züchtigte den Magdeburgischen Erzbischof, der die Kühnheit gehabt hatte, den Päpstlichen Bannfluch gegen ihn selbst bekannt zu machen. Als aber die Gegenmacht zu groß, und Friedrich II. von neuem 1215. zu Aachen gekrönt ward, als Otto an der Behauptung seiner Kaiserwürde selbst zu zweifeln, und zu Braunschweig, dem Hauptorte seiner Erbgüter, beinahe gleich einem Privatmanne in der Stille zu leben anfing, als längrer Widerstand Unbesonnenheit gewesen wäre und weitres Anhängen an Otto'n unausbleibliches Verderben nach sich gezogen hätte; da unterwarf sich erst Albrecht dem siegenden Gegenkaiser, der ihn mit Freuden unter die Zahl seiner Freunde aufnahm. Denn seine Beständigkeit und seine uner=

unerschütterliche Treue gegen Otto'n flößte ihm Hochachtung und Zutrauen gegen ihn ein. Albrecht hatte von dieser Aussönung den Vorteil, daß seine Rechte auf Pommern vom Kaiser Friedrich bestätiget wurden.

Ein Krieg, den er zur Unterstüzzung seines Schwiegervaters, eines Markgrafen von Meissen und der Lausiz, gegen die Polen führte, gab Anlaß, seine Besizzungen bis über die Oder hinaus zu verbreiten. Um seine eignen Länder gegen die Anfälle der Polen zu dekken, kaufte er die jezzige Neumark, die damals zu Schlesien gehörte, vom Boleslaus, des Niederschlesischen Herzogs Heinrich's des Bärtigen Sohne.

Wenige Jahre nach seiner Aussönung mit dem Kaiser Friedrich II. starb Albrecht 1220. und wurde ebenfals zu Lehnin begraben. Von seiner Gemalin Mechtild, einer Tochter Konrad's, Markgrafens von Meissen und der Lausiz, hinterließ er nebst drei Töchtern zween Söhne, Namens: Johannes und Otto, die ihm in der Regierung folgten.

4.

Johann I. 1220 — 1266.
Otto III. der Gütige oder Fromme.
1220 — 1267.

Beide Prinzen waren noch zu jung, um selbst regieren zu können. Ihre Mutter Mechtild führte daher so wie ihr Vetter Graf Heinrich von Anhalt, des Sächsischen Herzogs Bernhard's Sohn, sechs Jahre hindurch die Vormundschaft über sie. Mechtild erhielt die Ruhe des Landes, sorgte für eine anständige Erziehung ihrer Söhne und verglich sich mit dem Magdeburgischen Erzbischof wegen der Angefälle. Der Kaiser behauptete damals über alle Reichslehne die oberste Schuzgerechtigkeit und die damit verbundenen Einkünfte, wenn ein Fürst minderjährige Erben verließ. Friedrich II. schenkte jezt die Brandenburgischen Angefälle an den Erzbischof Albert von Magdeburg, um seine Anhänglichkeit, die er stets gegen ihn bewiesen, zu belohnen, und den Schaden, den er deswegen von der Ottonischen Parthei erlitten hatte, zu ersezzen. Die Markgräfin Mechtild befürchtete gefärliche Folgen für ihr Land, wenn der Erzbischof im Besiz der Schuzgerechtigkeit bliebe; sie kaufte

te sie ihm für 1900 Mark Silbers ab, und verpflichtete ihn zu der Bedingung, daß er die jungen Markgrafen auf seine Kosten zum Kaiser, sobald er nach Deutschland zurükgekommen sein würde, bringen, ihm desselben Belehnung über alle Länder, die ihr Vater Albrecht beherrscht hätte, verschaffen, und überhaupt stets für die Aufrechthaltung ihrer Rechte sorgen wolle, und dies auch dann noch, wenn sie bei streitigen Kaiserwahlen eine andre Parthei, als er, ergreifen solten.

Im Jahre 1226. übernahmen die Prinzen Johann I. und Otto III. die Regierung selbst, welche sich durch abermalige Vergrösserungen ihrer Länder, durch Anlegung neuer Städte, Austroknung vieler Moräste, Unterdrükkung der Befehdungen, Führung verschiedner Kriege, und besonders noch die merkwürdige Länderteilung auszeichnet. Unzufriedenheit mit der Magdeburgischen Lehnsherrschaft, Misvergnügen über die zu grosse Summe, womit ihre Mutter die Schuzgerechtigkeit abgekauft hatte, Empfindlichkeit wegen gewisser Kränkungen, die dem Gemal ihrer Schwester, Otto, dem Herzoge von Lüneburg, vom Erzbischof Albert widerfahren waren, und jugendliche

Hizze

Hizze riß sie bald im Anfange ihrer Regierung zu einem Kriege mit diesem mächtigen vom Halberstädtischen Bischof Ludolph unterstüzten Priester hin. Sie boten ihre gesamten Lehnsleute und Scharen Wendischer Völker auf und fingen grosse Verwüstungen im Erzstift an. Aber die Nachricht von der Annäherung des feindlichen Heers bewog sie, sich über die Plaue unterhalb Brandenburg zurükzuziehen. Ihre eigne Unvorsichtigkeit stürzte sie hier in die äusserste Gefahr. Sie hatten einen Damm, den sie nicht vorbeigehen konnten, so sehr mit dem Heergeräthe und den Pakwagen verrammelt, daß der Vorderzug von dem hintern völlig abgeschnitten ward und dieser von jenem nicht unterstüzt werden konnte. Der gleich nacheilende Erzbischof grif den Hinterzug muthig an, hieb viele der Brandenburger in Stükken, jagte mehrere in's Wasser, zerstreute die übrigen und eilte bis an die Mauern Brandenburg's. Der Befehlshaber verriegelte die Thore, und ließ weder Freund noch Feind hinein; so geriethen zwar viele in des Erzbischofs Gefangenschaft, doch aber gewannen die Markgrafen Zeit, sich nach Spandow zu retten, und Albert konnte nicht mit den Fliehenden zugleich in die Stadt dringen. Des leztern Feldherrn rie-

then

then ihm, einen Sturm zu wagen; allein er antwortete ihnen, daß die Markgrafen seine Lehnsleute und noch Kinder wären, daß sie einstens seiner Kirche grossen Nuzzen bringen, und ihre jezzigen Beleidigungen durch künftige Dienste gut machen könnten. Er begnügte sich an der reichen Beute und den Gefangnen, und zog sich in sein Erzbistum zurük.

Die Ruhe wurde nach wenigen Jahren wieder unterbrochen. Treulosigkeit und Beeinträchtigungen foderten die Markgrafen 1238. zu neuen Kriegen auf, in denen sie sich Ehre und Ruhm erfochten, und ihre Rechte behaupteten. Der Markgraf **Heinrich** von Meissen foderte die beiden Städte **Köpenik** und **Mittenwalde** in der Mittelmark, als solche, die zur Niederlausiz gehörten, zurük: und sogleich unterstüzte ein Kriegsheer seine vermeinten Ansprüche. Die Brandenburgischen Markgrafen wünschten aus Abscheu vor den Verwüstungen des Krieges den Streit in Güte beizulegen. Sie übergaben jene beiden Städte dem Magdeburgischen Erzbischof **Willibrand**, daß er sie als ein Partheiloser besezzen, und bis zu Ende der Untersuchung gegen beider etwanige Angriffe schüzzen möchte. Der treulose Priester

Priester spielte sie dem Meissenschen Markgrafen in die Hände, und verursachte einen Krieg, der für Brandenburg desto gefärlicher zu werden schien, da Willibrand selbst mit dem Halberstädtischen Bischof Ludolph und dem Grafen von Anhalt in einer andern Gegend Unruhen anfing. Der Graf von Hadmersleben war erblos verstorben; und ob gleich seine Güter als ein Brandenburgisches Lehn den Markgrafen von Brandenburg hätten zufallen sollen, so bemächtigten sich doch jene Verbündeten derselben. Otto III. eilte herbei, war aber unglüklich genung, vom Halberstädtischen Bischof gefangen zu werden. 1600 Mark Silbers verschaften ihm seine Freiheit nach einer halbjährigen Gefangenschaft wieder. Kaum hatte er sich in die Mittelmark begeben, um den Plünderungen und Verwüstungen Heinrich's von Meissen Einhalt zu thun, als die geistlichen Krieger von Magdeburg und Halberstadt von neuem in die Altmark einfielen, und einige Tage und Nächte hindurch die Gegenden vor sich mit einer Grausamkeit die eher der rohesten Barbaren, als geistlicher Seelenhirten würdig war, zerstörten, und hinter sich Schutt und Aschenhaufen und Wüsteneien zurüklieſſen. Der Untergang der Markgrafen schien unvermeidlich.

Von aller äussern Unterstüzzung verlassen, konnten sie nicht einmal für die größten Geldsummen fremde Hülfstruppen erlangen. Einen desto grössern Eindruk machte aber auch ihre Unerschrokkenheit, die keiner Gefahr wich, als sie alle ihre Feinde glüklich besiegten. Otto rükte mit der Hauptmacht gegen Heinrich von Meissen an, und erfocht bei Mittenwalde den glorreichsten Sieg. Der Markgraf Johann bot Bürger, Bauren und was nur Waffen zu führen fähig war, auf, und sezte Tag und Nacht seinen Zug nach der Altmark fort. Den dritten Tag drauf, seit dem die Bischöfe mit Mordbrennerwuth in derselben hauseten, überfiel sie Johann mit seinem ungeübten, aber muthigem Haufen, von dem die mehrsten mit Prügeln, Stangen, Knütteln und wenige nur mit Bogen bewafnet waren. Plözlich war ihr Angrif, und schreklich die Niederlage, die sie anrichteten. Die sichern Plündrer lagen zu Boden gestrekt, oder in dem Bieseflus ersäuft, ehe sie noch wusten, daß sich der Feind nähere. Der Magdeburgische Erzbischof entging mit schweren Wunden bedekt noch kaum den feindlichen Händen; der Bischof von Halberstadt gerieth nebst sechzig Rittern in die Gefangenschaft, muste eben die Summe, die er vor-

her

her vom Otto gefodert hatte, für seine Befreiung erlegen, und die eroberten Besizzungen wieder herausgeben. Der Ruf von dieser Tapferkeit der Brandenburger verbreitete sich bald in die benachbarten Länder, und Scharen fremder Soldaten eilten nun zu den beiden bewunderten Markgrafen, um sich unter ihrer Anführung zu erfahrnen Kriegern zu bilden. Um desto unbesonnener war der nachmalige Versuch der Magdeburger, Brandenburg's Ruhe zu stöhren. Sie erlitten dafür einen noch schreklichern Verlust, der sie auf immer demütigte, und den Erzbischof nötigte, seiner unter Otto II. erlangten Lehnsherrschaft zu entsagen. Auch Heinrich von Meissen machte keine Anfoderungen mehr an jene beiden Städte in der Mittelmark.

Die Brandenburgischen Markgrafen, welche ihrem Lande den Frieden wieder gegeben hatten, wünschten auch andre Reiche damit beglükken zu können. Seit vielen Jahren schon zerrütteten die zween Brüder der Sophie, der Gemalin des Markgrafen Johann, Erik IV. Plogpennig oder der Heilige, König von Dännemark, und Abel Herzog von Schleßwig der jenem die Krone misgönte, ihr und ihrer Länder Glük. Der

Mark-

Markgrafen Ermanungen, Gesandschaften, Bitten — alles war bisher vergeblich gewesen, bis endlich im Jahre 1248. der streitenden Fürsten Schwester, **Sophie**, ihrer hohen Schwangerschaft und der rauhen Jahreszeit ungeachtet sich entschloß, selbst nach Dännemark zu reisen und die Unzufriednen auszusöhnen. Eine zu frühe Niederkunft verhinderte sie ihre Reise weiter als bis **Flensburg** in Schleßwig fortzusezzen. Hier ward sie die Martirerin ihrer schwesterlichen Liebe; sie starb nebst ihrem Kinde. Die Markgräflichen Gesandten stifteten bald darauf zwischen den feindseligen Brüdern, die über ihrer Schwester Tod, und mehr noch über die Ursache desselben gerührt waren, die gewünschte Vereinigung.

Eben diese Dänische Prinzeßin **Sophie** trug viel zur Vermehrung der Brandenburgischen Länder, und zur Vergrösserung des Markgräflichen Hauses bei. Sie brachte das Pommersche Land **Wolgast**, dessen sich die Dänen bemächtiget hatten, als Brautschaz an Brandenburg. Nach ihrem Tode hätten es ihre Söhne erben sollen. Aber der Herzog von Stettin **Barnim I.** sezte sich in den Besiz desselben. Aus Furcht vor der Brandenburgischen Markgrafen Rache,

che, trat er ihnen zum Ersaz die ganze Ukermark und einen Teil des Fürstentums Ramin ab, gesteht in der darüber ausgestellten Urkunde, daß er das Schloß und Land Wolgast, welches durch Erbrecht an die Söhne seines Herrn, des Markgrafen Johann gefallen sei, unrechtmäßiger Weise eingenommen, und sich daher seiner beiden Herren, der Markgrafen von Brandenburg Ungnade zugezogen habe; versichert hiermit, daß er dafür das Ukerland mit dem Zehnten und allem Zubehör freiwillig von der Welse bis in die Mitte des Randowischen Bruchs, von da bis an die Lökeniz — in der Prigniz — und wieder bis an den Ukerfluß und die Zarow an sie abtrete; bekennt es, daß er alle seine Länder so wie Wolgast für Brandenburgische Lehne halte; und verspricht zulezt, den Markgrafen alle mögliche Hülfe gegen ihre Feinde zu leisten.

Die Brandenburgischen Fürsten hatten sich durch ihre Macht und Verdienste ein so grosses Ansehen bei'm ganzen Reiche erworben, daß man nach dem 1256. erfolgten unglüklichen Tode des Deutschen Königs Wilhelm's von Holland die Kaiserkrone an ihr Haus bringen wolte. Otto III. schlug aber

aber aus unbekannten Gründen die ihm angebotne Würde aus. Vielleicht schrekte ihn das traurige Schiksal der leztern Kaiser; vielleicht hielten ihn die grossen Schwierigkeiten, die er kaum zu übersteigen hofte, zurük. Denn die algewaltige Beherrscherin der Menschen, die Geldsucht mischte sich in's Spiel; man fing an die Stimmen zu erkaufen. Und da würden freilich alle Verdienste der Welt, wenn sie Otto gehabt hätte, nichts gegen die Bestechungen seiner Gegner haben ausrichten können. Der eine der Kronbewerber **Richard** von Kornwallis, Bruder des Englischen Königs **Heinrich** III. brachte, erzält ein Schriftsteller, 32 Wagen, jeden mit acht Pferden bespannt, mit blossem Gelde beladen, mit sich nach Deutschland, um sich dadurch den Weg zum Deutschen Throne zu ebnen. Diese neue Kaiserwahl ist noch besonders deswegen merkwürdig, weil sich jezt die ersten unverkennbaren Spuren von sieben **Kurfürsten** zeigen. In den ersten Zeiten hatte der gesamte Adel Deutschland's das Recht, seine Stimme zur Erwählung ihres Königs oder Kaisers zu geben. Seit der leztern Hälfte des vorigen zwölften Jahrhunderts aber fing man an, einen Unterschied zwischen den angesehensten Fürsten, als den **Vorzüglich Wählenden**,

und

und den minder mächtigen Grossen, den Nicht vorzüglich Wählenden zu machen. Jene gaben eigentlich ihre Stimme zur Ernennung des Deutschen Oberhaupts, diese billigten und genehmigten blos, was erstre beschlossen hatten. Viele von den Nicht vorzüglich Wählenden blieben wegen der Kosten, die ihre Güter nicht tragen konnten, wegen dem wenigen Ansehn, das sie gegen die hohen Fürsten, und dem unbedeutenden Einflusse, den sie in die Wahl hatten, von den Wahlversamlungen weg; und sie wurden am Ende nur besonders von denen regierenden Grossen besucht, die wegen Verwaltung ihrer Erzämter nicht ausbleiben konnten. So schränkte sich nach und nach die Zahl der Wählenden blos auf die sieben Fürsten ein, welche die Erzämter verwalteten. Und eben um diese Zeit erwähnt der Papst Urban IV. in einem Briefe an den Deutschen König Richard "derer Fürsten, welche eine Stimme bei den Kaiserwahlen haben, und deren es sieben giebt." Man nennt sie von dem altdeutschen Worte kuren oder küren, so viel als Wählen, — wovon die Wörter: Wilkühr und auserkohren noch gewönlich sind — Kurfürsten. Da aber diese Benennung jezt noch selten gebraucht, und noch nicht algemein

mein üblich war, so haben wir uns bisher derselben völlig enthalten, obgleich die Brandenburgischen Markgrafen um diese Zeit gewiß schon vorzüglich zu den Wahl- oder Kurfürsten gehörten. Seit dem hingegen der Kaiser **Karl IV.** jenes berühmte, noch gültige Reichsgesez, welches von seinem goldnen Siegel die **goldne Bulle** genannt wird, im Jahre 1356. entwarf und einführte, und darin die Rechte des Deutschen Oberhauptes bestimmte, die bisherigen Streitigkeiten wegen der Kurstimmen beilegte, die Vorzüge der Wählenden festsezte und bestätigte: so fing man erst durchgängig an, den Wahlprinzen den Titel: **Kurfürsten** beizulegen und eine hohe Idee mit selbigem zu verbinden.

Der beiden Markgrafen herannahendes Alter, ihre zahlreiche Nachkommenschaft, die Besorgniß, daß unter ihr wegen der Regierung Uneinigkeiten entstehen und die Furcht, daß die Mark durch ihre eigne Herrscher zerrüttet werden möchte, bewogen sie um das Jahr 1258 und 1260, ihre Länder unter sich zu teilen, zwo besondre Linien die der **Johannischen** und **Ottonischen** zu errichten und jeder ihre besondern Güter anzuweisen. Sie zogen den Bischof **Heinrich** von Havelberg, und sonstige sachkundige Männer zu Rathe, entwarfen sogleich die

Bedingung, daß derjenige von ihnen, welcher bei einer ungleichen Teilung Schaden gelitten hätte, von dem andern einen gehörigen Ersaz bekommen solte, und sonderten ihre Länder nicht nach Provinzen, sondern nach Städten und Dörfern von einander ab, so daß der einen Linie Gebiet das von der andern unzäligemal durchkreuzte. Wegen Mangel an Urkunden kann der Anteil, welcher einer jeden zufiel, nicht mehr genau bestimmt werden. Nur so viel kann man jezt gewiß sagen, daß die Städte: Stendal, Tangermünde, Werben, Havelberg, Königsberg, Brandenburg, Fehrbellin, Sandow, Ratenau, Gransee, Wolmirstädt, Wusterhausen, Osterburg, Krommen nebst dem Havellande und einigen andern Gütern der Johannischen Linie; so wie: Salzwedel, Arneburg, Plauen, Jerichow, Berlin, Spandow, Frankfurt, Nauen, Eberswalde, Strausberg, Soldin der Ottonischen zugehört haben. Am Ende fand sich's, daß der Ottonische Teil nicht an Grösse, aber doch an Holzungen, an Hutungen, an Güte des Erdbodens geringer als der Johannische sei, und Otto hundert Soldaten weniger habe. Johann vergütigte ihm seinen Verlust durch das Land Lebus und die

vom

vom Halberstädtischen Bischof gekaufte Grafschaft **Oelwensleben**. Einige Jahre später teilten sie auch die Neumark mit den ihnen von der Lausiz gehörenden Gütern, errichteten jeder einen besondern Hofstaat, und hielten ihre besondern Räthe, besorgten aber die ganze Landesregierung immer noch gemeinschaftlich.

Nach Endigung dieser vaterländischen Angelegenheiten unternahm **Otto III.** einen Zug nach **Preußen**, um den **Deutschen Ordensrittern**, von denen bei einer andern Gelegenheit eine ausführlichere Nachricht gegeben werden soll, gegen die heidnischen Eingebornen Hülfe zu leisten. Aber die vielen Sümpfe, Moräste, Seen, welche bei dem damaligen gelinden Winter offen blieben, verhinderten ihn, grosse Thaten auszuführen. Denn die dortigen Kriege konnten nur den Winter hindurch, wenn der Frost alle Gegenden zugänglich machte, am vorteilhaftesten geführt werden. Um eine so weite Reise doch nicht ganz vergeblich gethan zu haben, erbaute Otto im Jahre 1266. ein Schloß am frischen Haf und der Huntau, und gab ihm zum Andenken seines Landes, den Namen **Brandenburg**. Nach seinem Rükzuge zerstörten es die Preußen wieder; und dies veranlaßte ihn, das folgende Jahr

von neuem in jene Gegenden zu eilen, um das Schloß Brandenburg wieder herzustellen.

Doch nicht blosse Kriege, auswärtige Feldzüge, und Länderteilungen allein waren es, durch welche sich die Markgrafen Johann und Otto einen Namen machten; sie erwarben sich auch durch ihre Fürsorge, Wachsamkeit, neue Einrichtungen, wirkliche, bleibendere Verdienste um die Mark. Sie beförderten den Akkerbau, erleichterten die Handlung, legten die ersten Klosterbibliotheken an, schufen die Wüsteneien zu Wohnörtern der Menschen, die Sümpfe, besonders die in der Neumark, zu fruchtbaren Aekkern, Gärten, Ländereien um, erbauten neue Städte, als Frankfurt an der Oder, Landsberg an der Warte und andere, und bemühten sich in Vereinigung mit mehreren Fürsten, die Befehdungen, und Räubereien auszurotten, die Ausübung eigner Rache zu hindern, die Sicherheit auf den Wegen und Landstrassen zu erhalten. Daß sie sich sehr freigebig gegen die Geistlichen bewiesen, zeigen die vielen Klöster, die sie stifteten, wie Zehdenik und Chorin in der Ukermark, den Begräbnisort vieler Markgrafen; von Otto'n zeigt es noch besonders der Beiname des Gütigen; zugleich wurde er wegen seiner Achtung für die Religion der From-

me

me genent. Freilich war seine Frömmigkeit nur den Lehrsäzzen der damaligen Zeiten, den Glaubensvorstellungen unwissender, herrschsüchtiger Mönche angemessen. Alle Freitage feierte er Christi Todestag mit Fasten, Wachen, Knien, Beten und Geisselungen mit Ruthen, so daß öfters das Blut stromweise aus seinem zerpeitschten Körper herab rann. Von beider Markgrafen Frömmigkeit oder — nach unsrer Zeiten Aufklärung zu reden — von ihrem Aberglauben ist ihre grosse Ehrfurcht gegen das Wunderblut zu Zehdenik ein neuer Beweis. Eine Bierschenkin vergrub eine geweihte Hostie unter eine Tonne in ihrem Keller, um desto bessern Abgang zu haben. Ihr zartes Gewissen machte ihr bald die empfindlichsten Vorwürfe; sich ihrer zu entledigen, entdekte sie einem Priester ihr schweres Verbrechen. Der Priester kam, grub nach, fand keine Hostie, sahe aber statt dessen einen Blutstrom aus der Erde hervorquellen. Dies Wunder verbreitete sich in der ganzen Nachbarschaft, erfüllte alle, die von ihm hörten, mit solchem heiligem Erstaunen, daß jährlich eine grosse Menge andächtiger Christen nach Zehdenik walfarteten. Die Markgrafen selbst zeigten die größte Hochachtung für diesen heiligen Betrug.

Der 4te April des 1266ten Jahres war Johann's I. Todestag. Er ward zu Chorin begraben. Er hatte sich zuerst mit des Dänischen Königs **Waldemar's** II. Tochter, **Sophia**, deren Tod oben angeführt worden ist, vermält. Als seine zwote Gemalin nennen Einige die **Hedwig**, die Tochter **Barnim's**, Herzog's von Stettin; Andre die **Judith**, Tochter des Sächsischen Herzog's **Albrecht's**; und noch Andre zweifeln, ob er gar wieder verheirathet gewesen sei. Seine Kinder waren ausser einigen Töchtern folgende sechs Söhne: **Johann** II, **Otto** IV, **Konrad**, welche ihm in der Regierung folgten, **Erich**, nachheriger Erzbischof von Magdeburg, **Johann**, Bischof von Havelberg und **Heinrich** mit dem Beinamen: **ohne Land**.

Otto III. überlebte seinen Bruder noch über ein Jahr. Er starb im Oktober 1267, ward in dem von ihm gestifteten Kloster zu **Strausberg** begraben, und hinterließ von seiner Gemalin **Beatrix**, einer Tochter des Königs **Wenzeslaus** von Böhmen, zwo Töchter und diese vier Söhne: **Johann** III, **Otto** V, **Albrecht** III, und **Otto** VI.

5. Lezte

5. Lezte Markgrafen Brandenburg's aus dem Anhaltschen Geschlecht.

1267 — 1320.

I. Von der Johannischen Linie:

Johann II. 1267 - 1282. Otto IV. mit dem Pfeil 1267 - 1308. Konrad 1267 - 1304. Heinrich II. ohne Land st. 1317.	Söhne Johann's I.
Johann IV. st. 1306. Waldemar 1304 - 1319.	Söhne Konrad's
Heinrich III. st. 1320.	Sohn Heinrich's II.

II. Von der Ottonischen Linie:

Johann III. der Prager 1267 - 1268. Otto V. der Lange 1267 - 1298. Albrecht III. 1273 - 1300. Otto VI. der Kleine 1280 - 1303.	Söhne Otto's III.

Herrmann der Lange, Otto's V. Sohn st. 1308.

Johann V. der Erlauchte, Herrmann's Sohn st. 1317.

Die Verwirrungen, welche die Menge der regierenden Fürsten, ihre geteilten, sich so oft durchkreuzenden Güter, die Uneinigkeit der Geschichtschreiber bei der Zahlbestimmung der Regenten von einerlei Namen, und die oft sich widersprechenden Nachrichten grade in diesem Teil der Brandenburgischen Geschichte so leicht verursachen können, erfodert eine desto strengere Ordnung, und eine genauere Auswahl der wichtigern Begebenheiten. Jene zu befördern, zälen wir bloß die wirklich regierenden Markgrafen, nennen z. B. den so genanten **Heinrich** ohne Land, den **Zweeten**, wenn ihm auch Andre schon den Namen des **Dritten** beilegen. Denn er ist doch in der That der Zweete dieses Namens, der als Fürst vorkomt. Zu diesen, den wichtigern Vorfällen rechnen wir nur diejenigen, welche in der Mark selbst und den zu ihnen gehörenden Ländern Veränderungen hervorbrachten, welche Ursachen künftiger Begebenheiten, Ländererwerbungen späterer Zeiten enthalten, welche Sittengemälde der damaligen Einwohner, besondre Karakterzüge der in jenem Jahrhunderte lebenden Menschen, vorzüglich auch der regierenden Häupter darstellen. Die erste merkwürdige Ereignis unter der Herrschaft der leztern Anhaltischen Markgrafen scheint uns

nach

nach dieser Bestimmung die erlangte Lehnsherrschaft über Pommerellen zu sein; eines Landes, worauf das Brandenburgische Haus erst in unsern Tagen im Jahre 1772. seine Ansprüche geltend machen konnte. Doch ehe wir vom Ursprunge der Brandenburgischen Anfoderungen auf selbiges eine kurze Nachricht liefern, möchte es nicht unschiklich sein, zuvor über die Regierung der leztern Anhaltischen Markgrafen ein Paar Worte zu sagen.

Nach Otto's III. Tode regierten von der Johannischen Linie die drei ältesten Brüder: Johann II, Otto IV. und Konrad. Der jüngre Bruder Heinrich II. nahm an der eigentlichen Verwaltung der Staatsgeschäfte keinen Anteil. Daß er aber den Beinamen: ohne Land mit Unrecht führt, beweisen die Länder, welche er wirklich im Besiz, und worüber er sich mit seinen Brüdern abgefunden hatte, als das Havelland, das jezt unbekannte Ländgen Gelicz, und das ihm in der Folge zugefallne Landsberg und Sangershausen. Es scheint die Erklärung eines neuern Schriftstellers nicht ungegründet zu sein, welcher sich vorstellt, daß man das in alten Handschriften, statt Havelland, vorkommende

Ave-

Aveland, ane Land, ohne land gelesen haben möge. Von der Ottonischen Linie folgte zwar zuvörderst der älteste Prinz Johann III; aber ein frühzeitiger Tod entriß ihn der Welt. Am dritten Ostertage 1268. ward er auf einem Turnier zu Merseburg, auf welchem er sich, den Dank oder Preiß zu gewinnen, eingefunden hatte, so schwer verwundet, daß er den folgenden Tag starb. Er war unvermält. Die Jahre seiner Jugend brachte er am Hofe seines Großvaters und Onkels zu Prag zu. Daher rührt es, daß man ihm den Beinamen des Prager's gab. Von seinen Brüdern waren die jüngern Albrecht III. und Otto IV. noch unmündig; jener komt im Jahre 1273, dieser erst 1280. als Mitregent vor. Bis dahin sorgte Otto V. allein für das Wohl seiner Staaten.

Mit Uebergehung einiger unwichtigern Vorfälle wenden wir uns sogleich zu der ersten Hauptbegebenheit unter der Gesamtregierung der eben angezeigten Markgrafen ihrer nähern Verbindung mit dem Pommerellischen Herzoge. Pommerellen oder Kleinpommern, welches jezt zu Westpreußen gehört, war ehedem nicht in so enge Grenzen eingeschlossen. Es erstrekte sich von der

Per-

Persante bis zur Weichsel, von der Ostsee bis zur Netze. In den ältesten Zeiten war es mit Pommern verbunden, ward mit diesem von einem Fürsten beherrscht, nach einerlei Gesezzen regiert. Der erste unbezweifelte Regent beider Länder hieß Sambor oder Svantibor I. welcher 1107. starb. Zween von seinen vier Söhnen teilten die väterlichen Länder, und errichteten zwo Hauptlinien; die vom eigentlichen Pommern, und die von Pommerellen. Da das Brandenburgische Haus nach Erlöschung der ersten Linie im Jahre 1637. Pommern erbte, so hatte es auch daher schon das nächste Recht auf Pommerellen, welches in einem der folgenden Teile dieser Geschichte genauer dargestellt werden wird. Jezt im Jahre 1269. erhielten die Brandenburger aus einem andern Grunde die Anwartschaft auf dies Land. Es lebten zween fürstliche Brüder in Pommerellen, wovon der älteste Mestwin II. Herr des ganzen Landes, der jüngere Wratislaw Besizzer einiger Landgüter war. Mestwin wurde teils von seinem Bruder, der nach dem Herzogtum strebte, beunruhigt, teils mit den Deutschen Orden in Preußen in Streitigkeiten verwikkelt. Beides bewog ihn, sich einen mächtigen, und treuen Bundesgenossen zu suchen; er wandte sich an die

Bran=

Brandenburgischen Markgrafen Johann II, Otto IV, und Konrad, trug ihnen 1269. die Lehnsherrschaft über alle seine Länder auf, legte ihnen den Lehnseid ab, und bestimte, daß sie gleich nach seinem Tode ohne Rüksicht auf seine Erben das an der Persante gelegne Schloß Belgard in Besiz nehmen, aber seiner Witwe jährlich hundert Mark Silbers auszahlen, und einiges Getreide abliefern solten. — Wratislaw nahm zwei Jahr drauf den Mestwin gefangen, legte ihn in Fesseln, und ließ ihn nicht eher los, als bis er von ihm das Versprechen erhielt, er wolle ihm die Hauptstadt Danzig und die umliegende Gegend abtreten. Um diese Beleidigung zu rächen, um seine Rechte wieder zu erlangen, flehte nun Mestwin der Brandenburgischen Markgrafen Hülfe an, erinnerte sie an ihre Lehnsherrschaft, bittet sie um der Liebe Christi und aller Heiligen willen, und verspricht endlich, ihnen die Stadt Danzig zu überlassen, wenn sie nur seinen treulosen Bruder verdrängten. Die Markgrafen kamen, eroberten Danzig, und verjagten den Wratislaw. Der leztre starb eben, da er sich zur Wiedereroberung der Stadt rüstete. Mestwin änderte jezt seine Gesinnungen gegen das Brandenburgische Haus, als der Gegenstand seiner Furcht dahin war.

Er

Er foderte Danzig wieder. Die Markgrafen zeigten sich unter der Bedingung, daß er ihnen die Kriegskosten erstattete, zur Zurükgabe bereit. Mestwin drang, ohne den mindesten Ersaz geben zu wollen, auf die Räumung der Stadt. Und da sie, wie natürlich, nicht erfolgte, rief er den Polnischen Herzog Boleslav den Frommen, mit dem er Geschwisterkind war, zur Hülfe. Boleslav warf Feuer in die Stadt, welches heftig um sich grif, und die Brandenburgische Besazzung das Schloß zu verlassen, und sich auf einen hohen, feuerfesten Thürm zu retten, nötigte. Der Polnische Herzog eroberte wieder aller Vermuten die Stadt, tödtete alle Deutschen, die er hier fand, und drängte die, welche auf den Thurm geflohen waren, so sehr, daß sie sich aus Mangel ergeben musten. Der Krieg wurde mit äusserster Wuth einige Jahre fortgesezt, Pommerellen von den Markgrafen gedrükt, die Neumark von den Feinden unmenschlich verwüstet. Endlich erkannte Mestwin die Gerechtigkeit der Brandenburgischen Foderungen, schlüßt aus manchen Vorfällen, daß er sich mehr auf sie, als den Boleslav verlassen könne, vergleicht sich mit ihnen 1273, und räumt ihnen die Städte Stolpe und Schlawe ein.

Die

Die Wahl eines neuen Erzbischofs zu Magdeburg im Jahre 1278. verursachte einen langwierigen, verderblichen Krieg. Das Domkapitel hatte einen gewissen Grafen Bußo von Querfurt im Vorschlage; die Brandenburgischen Markgrafen wünschten ihren Bruder Erich, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, zu dieser Würde erhoben zu sehen. Jeder von den Wahlkandidaten hatte seinen Anhang, wobei es sogar zu Thätlichkeiten kam. Das Kapitel glaubte, sich am besten aus der Verlegenheit zu ziehen, wenn es jedem 2000 Mark Silber auszahlte, und eine neue Wahl veranstaltete. Dies geschahe, und Graf Günther von Schwalenberg ward Erzbischof. Erich's Brüder fühlten sich mehr noch durch den Schimpf, daß man ihr Ansehn so wenig achte, als durch die Wahl selbst die auf Günthern gefallen war, beleidigt. Sie zogen ihre Kriegsvölker zusammen, schlossen mit dem Sächsischen Herzoge Albrecht II. und andern Fürsten ein Bündniß, fielen ins Magdeburgische ein, und eroberten die kleine Stadt Aken an der Elbe. Durch diesen glüklichen Anfang aufgemuntert, drang Otto IV. weiter vor, versamlete bei Frose die neuen aus Polen, Böhmen, Pommern und der Mark ankommenden Truppen, und bestimte

stimte schon den Tag, an welchem er seine Pferde in der Domkirche zu Magdeburg füttern wolle. Ein algemeines Schrekken verbreitete sich unter den Magdeburgern, und rettungslos gaben sie sich verloren. Aber Günther's Gegenwart des Geistes und entschloßner Muth befreite sie von der gefürchteten Gefahr. Er ergrif die Fahne des heiligen **Moriz**, des Schuzpatrons des Erzstifts, zog in einer feierlichen Prozeßion mit klingender Feldmusik auf den Markt, redete zu den Bürgern von der wunderthätigen Kraft der Fahne, und sprach ihnen solchen Muth ein, daß sie von der größten Furcht zur äussersten Herzhaftigkeit übergingen, daß sie bis auf's verzweifelteste sich zu wehren, und die Ehre des Heiligen zu retten beschlossen. Eine natürliche Erscheinung bei Leuten, die keinen festen Grundsäzzen folgen, sich stets am Gängelbande des Ansehns, des Aberglaubens, der Vorurteile führen lassen, die öfters zu den nüzlichsten, edelsten Unternehmungen bewogen, noch leichter aber zu den wildesten, verabscheuungswürdigsten Thaten hingerissen werden. Diesmal war ihr Enthusiasmus ein wohlthätiger für ihre Stadt. Mit der kühnsten Wuth griffen sie **Otto's IV.** Heer bei Frose an, warfen es hizzig über den Haufen, und waren glüklich

genung,

genung, den Markgrafen selbst in ihre Hände zu bekommen. Die bescheidnen oder religiösen Magdeburger schrieben ihren Sieg allein der Morizfahne zu; und der Erzbischof glaubte einen Mann, der so freventlich aus der Kirche einen Pferdestall zu machen gedrohet, und Gottes heilige Stadt zu bestürmen gewagt hatte, nicht zu hart zu bestrafen, wenn er ihn in einen grossen, aus hölzernen Bohlen verfertigten Kefig einsperrte. **Otto** muste diese einem Fürsten so unangemeßne Wohnung beziehen. Auf einer andern Seite brachten die Markgrafen **Johann II.** und **Konrad** zwar den Verlust dieser Schlacht wieder ein, sezten ihre Plünderungen im Stift fort, und eroberten **Hunoldsburg** und **Oebisfeld**; aber alles dies konnte ihren Bruder aus seinem Gefängnisse nicht befreien.

Durch die Treue eines alten Dieners erhielt endlich **Otto IV.** seine Freiheit wieder. Ein gewisser **Johann von Buch** war ohnerachtet der vielen Dienste, die er seinem Vater **Johann I.** als geheimer Rath erzeigt hatte, bei ihm in Ungnade gefallen, weil er ihm die Wahrheit, deren ernste Stimme schon der Privatmann nicht gerne hören mag, bei jeder Gelegenheit sagte. In der

Noth lernt man den Freund kennen. Otto ließ seine Gemalin ersuchen, sich bei Buchen Raths zu erholen, wie sie seine Befreiung bewirken könnte. Buch wolte Anfangs von nichts wissen, und er, dessen Vorschläge man so oft verachtet hatte, ließ sich nur erst durch der Markgräfin dringende Bitten, durch die bittersten Tränen, die sie vergoß, bewegen, ihr ein Mittel an die Hand zu geben, das den glüklichsten Erfolg hatte. Sie reiste selbst nach Magdeburg, sprach jeden der Domherrn allein, und versicherte sich die Zuneigung von diesem durch hundert Mark Silbers, von jenem durch sechzig, und so von allen durch kleinre oder größre Summen nach Verhältnis ihres Ansehns. Als sie drauf mit dem Erzbischof unterhandelte, und dieser seine Räthe um ihre Meinung fragte, wusten sie viel von christlicher Liebe, von Mitleiden zu reden, wusten ihn durch die Vorstellung, wie viel der Markgraf dem Erzstift noch nuzzen könte, von seiner Härte zu sanftern Gesinnungen herabzustimmen, wusten ihn so weit zu bringen, daß er selbst ihre Foderung von 7000 Mark zum Lösegeld zu hoch fand, und, um noch billiger zu scheinen, mit 4000. zufrieden zu sein versprach. Er erlaubte dem Markgrafen, auf vier Wochen in seine Länder

der zurükzugehen, und nach deren Verlauf bei seinem Ehrenworte entweder die verlangte Summe zu überschikken, und bei seinen Brüdern die Räumung von Hunoldsburg und Oebisfeld zu bewirken, oder sich selbst wieder in die Gefangenschaft zu begeben. Otto sahe sich nun wol auf freien Fuß gestellt; aber die 4000 Mark Silbers, oder 56000 Thaler nach unserm Gelde, die er in so kurzer Zeit aufbringen solte, machten schon eine Summe aus, deren Herbeischaffung ihm die größten Sorgen erwekte. Denn die Märkischen Länder waren geteilt, die gesamten Einkünfte einer Linie betrugen nicht viel über einige tausend Mark, und mehrere Brüder hatten Ansprüche an dies Geld. In dieser Verlegenheit meinte Otto, daß es nicht Unrecht sein könne, den unnüzzen Kirchenpomp so wie die heiligen goldnen und silbern Gefässe zu Bezahlung jenes Lösegeldes anzuwenden. Buch misbilligte diesen Vorschlag nicht; er versprach jedoch, ihm einen bessern, kürzern Weg zu zeigen, sobald er ihn in seine vorigen Würden wieder einsezte. Otto gab ihm alle mögliche Versicherungen seiner Gnade und Liebe; und Buch führte den Markgrafen in die Sakristei zu Angermünde, öfnete einen mit starkem Eisen beschlagnen, mit Gold und Silber

der angefülten Kirchenstok, und sagte: "Euer Vater vertraute mir dies Geld einstens an; ich muste ihm versprechen, es Euch nur dann zu übergeben, wenn die äusserste Noth Euch drükte, der unvorhergesehenste Zufall Euch in Mangel versezte, und Ihr meinen Rath suchen würdet. Nehmt den Schaz, er wird zum Lösegeld zureichen." Otto erstaunte mehr noch über die Treue seines verkannten Dieners, als über die grosse Summe des gefundnen Geldes, das auf einmal seinem Kummer ein Ende machte. Er eilte sogleich nach Magdeburg, überlieferte das Geld, versicherte den Erzbischof von der Zurükgabe der beiden eroberten Oerter und frug ihn, ob er nun völlig frei sei? Der Erzbischof sagte ja. "Ihr wißt noch nicht, erwiederte jener, wie ihr von einem Markgrafen Gelder erpressen solt: ich glaubte, ihr würdet mich mit einer Lanze in der aufgehobnen Hand zu Pferde sizzen lassen, würdet dann so viel Geld von mir fodern, daß in dem aufgeschütteten Haufen meiner Lanze Spizze nicht mehr zu sehen gewesen wäre. Da hätte sich's doch der Mühe verlohnt, mich gefangen zu haben." Diese Spottrede, und die Treulosigkeit der Domherrn, welche der Erzbischof Günther bald drauf erfuhr, kränkte ihn im Innersten der Seele. Er

legte

legte aus Verdruß sogar seine Würde 1279. nieder, und veranlaßte eine neue Wahl und neue Unruhen, die wir hier sogleich des Zusammenhanges wegen bis zu ihrer Endigung erzälen.

Der Domdechant Graf **Bernhard von Wölpe** erhielt die Mehrheit der Stimmen, fand an einigen Bischöfen, Fürsten, Grafen und selbst dem Brandenburgischen Markgrafen **Albrecht** III. aus der jüngern Linie standhafte Verteidiger seiner Rechte, und konnte Gewalt mit Gewalt vertreiben. Die Markgrafen **Johann** II, **Otto** IV. und **Konrad** machten einen neuen Versuch, ihrem Bruder die Erzbischöfliche Würde zu erwerben; und da sie ihre Absichten nicht mit Güte erlangen konnten, suchten sie ihren Zwek wieder mit Gewalt zu erreichen. Sie rükten vor die Stadt Stasfurt im Erzstift, um sie zu erobern, und ihrem Bruder über Leichen und Schutthaufen den Weg zum Erzbischöflichen Stuhl zu bahnen. Hier erfuhr **Otto** IV. ein eignes Unglük. Einstens wagte er sich in der Hizze des Angrifs zu nahe an die Stadt und wurde mit einem Pfeile in den Kopf getroffen, welcher ein ganzes Jahr drin stekken blieb, endlich von selbst ausschwor, und herausfiel. Dieser Zufall veranlaßte

anlaßte seinen Beinamen: **mit dem Pfeil.** Niemand wird diese Ereignis unglaublich finden, der den Mangel an Wundärzten damaliger Zeit bedenkt, ihre Ungeschiklichkeit kennt, und aus den Geschichtschreibern weiß, daß sich Fürsten und Könige auch in andern Fällen lieber der Hülfe der Natur, als den Händen unerfahrner Wundärzte überliessen, daß man Beispiele aufstellen kann, wo Pfeile fünf, zehn und noch mehrere Jahre im Körper geblieben sind. — Bald wurden die Markgrafen durch einen Entsaz der Magdeburger die ganze Belagerung aufzuheben genöthigt. Noch einige Jahre sezten sie den Krieg fort, schlugen und erhielten Wunden, gewonnen und verloren Treffen und verglichen sich zulezt, daß sowol **Bernhard** als **Erich** dem Erzbistum entsagen solte. **Bernhard's** Tod stellte endlich die Ruhe gänzlich wieder her, und erfülte der Markgrafen sehnlichste Wünsche. Das Domkapitel sahe, daß bei Uebergehung **Erich's** neues Blut fliessen, neue Zerrüttungen entstehen würden; es wählte ihn daher im Jahre 1283. einstimmig. Zwar war das Volk, das so viele Drangsale **Erich's** wegen erlitten hatte, mit dieser Wahl sehr unzufrieden, zwar drohte es, sich bis auf den lezten Blutstropfen zu wehren, ehe es ihn als Erzbi-

schof

schof anerkennte, zwar muste sich **Erich** durch einen heimlichen Gang, oder gar, wie Andre sagen, durch ein geheimes Gemach aus der Kapitelstube entfernen, in einem kleinen Kahn über die Elbe fahren, und zu seinem Bruder **Otto** nach **Wolmirstädt**, seine Zuflucht nehmen. Da aber das Domkapitel fest auf seiner Wahl beharrte, und **Erich** die unruhigen Herzen mit Güte zu besänftigen suchte, so gaben die Magdeburger endlich nach, und nahmen ihn als Erzbischof an. **Erich** erwarb sich nachher durch sein edles Betragen, durch seine Sanftmuth und Güte die Zuneigung des Volks in einem so hohen Grade, daß sie für ihn, als er bei einem Kriege mit seinen Lehnsleuten gefangen worden war, freiwillig das Lösegeld bezahlten.

Wir haben noch einige Begebenheiten nachzuholen, die wir, um die über der Magdeburgischen Erzbischofswahl entstandne Streitigkeiten nicht zu unterbrechen, bis hieher verschoben; die eine ist der Tod des Markgrafen **Johann** II, die andre, **Otto's** V. vormundschaftliche Regierung in Böhmen.

Johann

Johann II. erlebte die Freude nicht, seinen Bruder Erich zur Erzbischöflichen Würde erhoben zu sehen. Denn im Mai des Jahrs 1282. starb er mit dem Ruhme eines würdigen Fürsten, eines zärtlichen Bruders, eines tapfern Kriegers. Er ward zu Chorin begraben und hinterließ keine Erben.

Otto V. von der Ottonischen Linie erwarb sich um Böhmen mannigfaltige Verdienste, die aber wenig erkannt, schlecht belohnt, vielmehr noch durch ungerechte und vergrösserte Beschuldigungen verunglimpft wurden. Sein Onkel Ottokar, König von Böhmen, brachte durch seine Unbiegsamkeit, und seine Widersezlichkeit gegen den Kaiser Rudolph das Land fast bis an den Rand des Verderbens. Da dieser Habsburgische Graf, der Stammvater der jezzigen Oesterreichischen Familie wider Ottokar's Willen und Zustimmung zum Kaiser erwählt worden war, so wolte ihn leztrer nie für das Deutsche Oberhaupt erkennen, wolte eben so wenig die Belehnung über die zum Deutschen Reich gehörenden Oesterreichischen Herzogtümer von ihm annehmen. Hierüber brach der Krieg aus; Ottokar unterwarf sich, trat einen grossen Teil seiner Länder an den Kaiser ab; ergrif die Waffen von neu-

em,

em, verlohr sein Leben in einer Schlacht auf dem Marchfelde 1278, und ganz Oesterreich. Rudolph rükte nun weiter vor, eroberte Mähren, einen Teil von Böhmen und drohte der Hauptstadt Prag mit einem Sturm. Schon wolte sich die Witwe Kunigund mit ihrem achtjährigen Prinzen Wenzel dem Sieger ergeben; als Böhmen's Schuzengel, der Markgraf Otto V. mit einer ansehnlichen Kriegsmacht herbei eilt, die haltbarsten Städte besezt, den Staatsschaz in Sicherheit bringt, dem Kaiser muthig entgegen geht, und endlich einen Vergleich zu Stande bringt, nach welchem der Kaiser zur Erstattung der Kriegskosten Mähren noch fünf Jahre behält, die Böhmischen Länder weiter nicht zu beunruhigen verspricht, und Otto V. als Vormund über den jungen Wenzel bestätigt wird. Eine dreifache Vermälung sichert die Friedensbedingungen. Otto's Bruder, Otto VI. vermält sich mit der ihm längst versprochnen kaiserlichen Prinzeßin Hedwig, des Kaisers Sohn Rudolph mit der Böhmischen Prinzeßin Agnes, und Wenzel wird mit der kaiserlichen Tochter Jutta verlobt. — Otto V. wolte nicht bloß der Retter des Reichs, er wolte auch der Wiederhersteller der Ordnung sein. Ueppigkeit und Schwelgerei hatten vom Hofe

der

der Königin an, bis zur Wohnung der Privatleute herunter, überhand genommen. Eines ausschweifenden Lebens unter der prachtvollen Regierung des **Ottokar's** gewohnt, wolte die Witwe diese Lebensart nun desto ungestörter fortsezzen; unzufrieden mit eines auswärtigen Prinzen vormundschaftlicher Regierung wünschte sie selbst das Staatsruder zu führen; beredete die Grossen zu Empörungen, die Geistlichen zu Widersezlichkeiten gegen **Otto'n**, und machte ihren Liebling, einen gewissen **Zavisius von Rosenberg**, mit dem sie einen Bastard gezeugt hatte, zu ihrem ersten Staatsrath. **Otto V.** suchte allen diesen Unordnungen Einhalt zu thun, bemächtigte sich der Königin und des Prinzen, nahm leztern mit sich, um ihn nicht durch einer schändlichen Mutter Beispiel zum Laster hinreissen zu lassen, unterdrükte die Empörer, verfolgte sie bis in den Kirchen, die man längst zu Zufluchtsörtern der Bosheit zu machen gewohnt war, bestrafte die Geistlichen, und verbot die kirchlichen Zusammenkünfte, die man zu neuen Verschwörungen misbrauchte, auf einige Zeit. Die Königin entging der Wachsamkeit **Otto's**, entwischte seinen Händen, ließ sich öffentlich mit ihrem **Zavisius** verbinden und sezte ihr lustiges Leben fort. Inre Angelegenheiten der Mark

riefen

riesen Otto'n in seine eignen Staaten zu-
rük; er schikte den Brandenburgischen Bi-
schof Gebhard, einen rechtschafnen, würdi-
gen Mann, nach Böhmen, der seine ange-
fangnen Versuche zu Erhaltung der Ruhe
und Ordnung weiter fortsezte, und sich durch
tausend gelegte Hindernisse glüklich hindurch
arbeitete. Endlich legte Otto V. im Jahre
1283. seine mit so vielen Unannehmlichkeiten
verknüpfte Vormundschaft nieder, und be-
dung sich vom Prinzen Wenzel 5000 Mark
Silbers für seine aufgewandten Kosten, und
ausgestandne Mühseligkeiten aus, erhielt sie
aber nicht, weil der Kaiser Rudolph den
Prinzen von der Verbindlichkeit, dies er-
zwungne Versprechen zu erfüllen, lossprach.
Statt aller Belohnungen überhäufte man
ihn vielmehr mit den unbilligsten und schwär-
zesten Beschuldigungen, warf ihm vor, daß
er den Böhmischen Adel auszurotten und
die Krone sich selbst aufzusezzen Willens ge-
wesen wäre; daß er den Gottesdienst unter-
sagt, die Kirchen, Gräber, Kapellen enthei-
ligt, und Soldaten in die Klöster und Got-
teshäuser geschikt habe; daß die heiligen
Schäzze geplündert, die Priester mit Schlä-
gen gemishandelt, und fortgejagt, ihre Klei-
dung mit Füssen getreten, ein Rauchfaß von
einem Deutschen Teufelskinde gestolen, und
die

die Kirchthüren mit Wachen besezt worden wären; daß er selbst die Rache des Himmels über Böhmen gebracht habe, nach welcher das Land mit Hunger geplagt worden, durch Ueberschwemmungen Häuser eingestürzt und Felder verwüstet, durch Sturmwinde 24 Thürme niedergesunken, mehrere Berge und die Schloßmauern eingefallen wären; daß er dem Brandenburgischen Bischofe, einem noch härtern Tirannen, statt seiner die Regierung übergeben hätte; und was dergleichen Beschuldigungen, die man ihm zur Last legte, mehr sind. Der Unparteiische entdekt wol bald die Quellen, aus denen sie geflossen, bedauret den menschlichen Verstand, oder erstaunt über die Bosheit des Herzens, die gewönliche Naturerscheinungen auf die Rechnung unschuldiger Menschen schreibt, und bekennt, daß jene Vorwürfe wo nicht durchgängig grundlos, doch entsezlich übertrieben sind.

Nach **Johann's II.** Tode regierten die Markgrafen **Otto** mit dem Pfeil und **Konrad** allein, bewiesen in mancherlei Streitigkeiten ihre Tapferkeit, bei manchen politischen Vorfällen ihre Klugheit, sorgten für die Aufnahme ihrer Länder und erweiterten ihre Besizzungen. So erkauften sie ums

Jahr 1291. die Markgrafschaft Landsberg, wozu ausser dem jezt verwüsteten, auf einem Berge neben Landsberg gelegenen Schlosse die Oerter: Delitsch, Neudeburg, Lauchstädt, Sangerhausen, Schraplau, und einige andre nebst dem Petersberge gehörten, von dem Meissenschen Markgrafen Albrecht dem Unartigen. Unbekannt ist die Summe, die sie dafür erlegten, und selbst die eigentliche Zeit, wenn sie diese Güter an sich brachten. Sie nannten sich zwar Markgrafen von Landsberg, überliessen das Land aber ihrem jüngern Bruder Heinrich, der daher mit Unrecht durch den Beisaz: ohne Land kentlich gemacht wird. Auf einer andern Seite waren sie in Vergrösserung ihrer Länder nicht glüklich; der Herzog Mestwin II. von Pommerellen starb 1295. ohne männliche Nachkommen; die Markgrafen konnten ihre Rechte als Oberlehnsherrn jezt nicht durchsezzen, sie musten es einem ihrer Nachfolger überlassen, sie geltend zu machen. Mestwin hatte sich durch die Kunstgriffe des Polnischen Herzogs Primislav verleiten lassen, ihn in einem Testamente zum Erben seiner Länder einzusezzen. Sogleich nahm Primislav Besiz von Pommerellen, und nannte sich, was seit langen Zeiten kein Polnischer Herzog gethan hatte, König.

Die

Die Markgrafen fanden es der Zeitumstände wegen nicht für rathsam, sich in einen förmlichen Krieg einzulassen. Sie suchten sich des neuen Königs mit List zu bemächtigen, um ihn zu Abtretung Pommerellen's zu nöthigen. Sie erfuhren, daß er zu Rogoszno die Fastnacht feire, und sich allen rauschenden Lustbarkeiten überliesse. Sie hoften, ihn zu überraschen. Aber **Primislav** sezte sich zur Gegenwehr, erlag zwar der Uebermacht der Brandenburgischen Soldaten, hatte sie aber ihren Sieg theuer erkaufen lassen. Sein Tod brachte den Markgrafen keine sonstigen Vorteile, als daß sie einige Orte der südlichen Neumark einnahmen. Pommerellen blieb in den Händen des Nachfolgers von **Primislav**.

In der **Ottonischen** Linie erfolgte in wenigen Jahren hintereinander ein dreifacher Todesfall. **Otto** V. der entweder wegen seiner Leibesgrösse, oder in Rüksicht seines jüngern Bruders **Otto's** VI. des **Kleinen** den Namen des **Langen** führt, starb 1198. und ward zu **Lehnin** begraben. Er besorgte während **Wenzels** Minderjährigkeit die Böhmische Staatsangelegenheiten, unterstüzte die Markgrafen der ältern Linie in vielen ihrer Kriege, zeigte sich bei einer Kaiserwahl geschäf-

schäftig und bewieß durch die Stiftung des Nonnenklosters zum Heiligen Grabe in der Prigniz bei dem Dorfe Techow ohnweit der Stadt Prizwalk, welche Macht der Aberglaube auch über die treflichsten Köpfe habe. Ein Jude, so erzält's die heilige Einfalt der damaligen Zeiten, entwandte eine Hostie aus der Kirche zu Techow, konnte vor Schrekken nicht weiter kommen, vergrub sie unter'm dortigen Galgen, und ward zu Prizwalk wegen des sogleich auf ihn gefallnen Verdachts gefangen genommen. Listig entlokt man ihm das Geständnis seiner Frevelthat, bestraft ihn mit dem Tode, gräbt nach und findet, wie ehemals zu Zehdenik — einen Blutstrom. Bald drauf ritt der Havelbergische Bischof hier vorbei, ward plözlich krank, und plözlich wieder gesund, als er abstieg und unterm Galgen seine Andacht verrichtete. Nun beredet er Otto'n V. ein Kloster zu erbauen; der Markgraf verachtet die Wundergeschichte, und will lieber ein Schloß dort aufführen. Aber siehe da! seine Speisen verwandeln sich in Blut; nun erkennt er Gottes Finger, stiftet 1289. ein Cisterzienserkloster für zwölf Nonnen, und nennt es von dem Grabsteine, den man über das Loch, wo die Hostie vergraben worden, gelegt hatte, Heilig Grab. Jezt ist es ein Stift für

eine

eine Aebtißin und dreißig Fräulein, und besizt neunzehn Dörfer. Den Markgrafen Otto V. überlebte von drei Söhnen nur ein einziger Herrmann der Lange, der nach ihm die Regierung übernahm.

Bald folgten ihm seine beiden Brüder Albrecht III. und Otto VI. der Kleine im Tode nach; jener starb im Jahre 1300, dieser 1303. Albrecht scheint mit seinen Brüdern eben so wenig, als mit seinen Vettern, den Markgrafen der ältern Linie in gutem Vernehmen gelebt zu haben. Das leztre beweiset der Beistand, den er den Feinden Erich's bei den Magdeburgischen Zwistigkeiten leistete; das erstre zeigt die Absonderung und Teilung seiner Länder, worauf er bei seinen Brüdern drang. Ob er selbst die Ursache dieser Uneinigkeiten gewesen, oder zu jener Lauigkeit gegen sein eignes Haus gereizt worden sei, ist unentschieden. Seine Kinder waren schon vor ihm gestorben. Es fielen daher alle Länder der Ottonischen Linie an Otto's V. Sohn, Herrmann den Langen. Denn Otto IV. hatte der Regierung entsagt, und war nach seiner Gemalin Tode in's Lehnische Kloster gegangen, woselbst er auch als Mönch sein Leben endigte.

Die Johannischen Markgrafen Otto mit dem Pfeil und Konrad zeigten bei Entstehung eines innern Sturms, der wol sonst die mächtigsten Reiche erschütterte, und die größten Prinzen niederwarf, eine seltne Standhaftigkeit und eine nicht gewönliche Aufklärung des Geistes. Sie hatten in ihren Kriegen bei einreissendem Geldmangel von den Klöstern, den Bischöfen und den übrigen Geistlichen, die nur das Fette des Landes verzehrten, und dem Staate nichts zurük gaben, die Bede — so nannte man die bürgerlichen Abgaben, entweder vom Bitten oder Gebieten — eingetrieben. Im Jahre 1302. erfrechten sich einige jener heiligen Müßiggänger, die Markgrafen in den Bann zu thun, die Verschliessung der Kirchen und die Unterlassung des Gottesdienstes zu befehlen. Ihrer ungerechten Sache sich bewust, und mit dem furchtlosen Karakter der Markgrafen bekannt, flohen sie, der verdienten Züchtigung zu entgehen, nach Magdeburg, zufrieden, den Grund zu einer algemeinen Empörung gelegt zu haben. So weit aber ließ es die Klugheit und der Muth der hellerdenkenden Fürsten nicht kommen; sie sahen alle die fürchterlichen Drohungen für das an, was sie waren, für Ausbrüche der boshaften Scheinheiligkeit, und ohn-

mächtiger Rachsucht; gaben die strengsten Befehle an die zurükgebliebnen Geistlichen und Mönche, den Gottesdienst ununterbrochen zu besorgen; sezten die Ungehorsamen ab, zogen ihre Güter ein, und verjagten sie aus dem Lande. Die Vertriebnen brachten drauf ihre Klagen vor den heiligen Stuhl des vermeintlichen Oberhaupts der Christenheit, und hoften von dem damaligen Papste Bonifacius VIII. die sicherste Hülfe, und die volkommenste Genungthuung; einen Mann, von dem man sagt, daß er den Päpstlichen Stuhl als ein listiger Fuchs bestiegen, sein Amt als ein grimmiger Löwe verwaltet, und ein Ende als ein wüthender Hund mit Schrekken genommen habe. Auf seinen Befehl erschien der Kardinal **Landulph** in der Mark, foderte die Markgrafen vor seinen Richterstuhl, befahl im gebieterischen Tone des Despoten die Zurükberufung der Verbannten, die Erstattung der von den Geistlichen genommenen Abgaben, die Wiedergabe der eingezognen Güter, und verschloß bis zu Erfüllung aller dieser Foderungen den armen Brandenburgern des Himmels Thür. Sein geistlicher Troz machte mehrere der Flüchtigen kühn genung zurükzukommen. Die Markgrafen verachteten das elende Pfaffengeschwäz, verjagten die

Wie-

Wiedergekommenen von neuem, und mit ihnen alle die, welche es wagten dem Kardinal zu gehorchen. Der erzürnte Landulph übergab nun die Fürsten in völliger Form dem Teufel, donnerte einen neuen Bannfluch auf sie, verlangte vom Magdeburgischen und Bremischen Erzbischof, dies von Christi Stadthalter bestätigte Verdammungsurteil öffentlich von den Kanzeln verkündigen und auf alle mögliche Art bekannt machen zu lassen, und zog wohlbedächtig in seine Heimath. Die Markgrafen behaupteten die Rechte der landesherrlichen Macht, die Aussprüche der gesunden Vernunft und einer aufgeklärten Staatskunst, so nachdrüklich und unbeweglich, daß endlich die heiligen Schwärmer ihren Verstand wiederbekamen, sich eines bessern besannen, den Bann aufhoben, und zufrieden waren, daß sie mit keinen weitern Geldeintreibungen belästiget wurden. Die Brandenburgischen Fürsten standen im ganzen Deutschen Reiche in solchem Ansehn, daß ihr Bann wenig geachtet ward, daß Otto mit dem Pfeil vom Kaiser sogar den Auftrag erhielt, alle nachteiligen Folgen zu verhindern, welche wegen des von dem Wernigeroder Grafen neuerbauten Raubschlosses, bei Goßlar für Deutschland entstehen könnten.

Bald nach Aufhebung des Kirchenbannes erlitt die Mark durch den im Jahre 1304. zu Schwed erfolgten Tod des Markgrafen Konrad's einen grossen Verlust. Seinem sanften Herzen, seinem durchdringenden Verstande, seinem standhaften Geiste hatte das Land unendlich viel zu verdanken. Ein Freund der Jagd, dem Kriege an und für sich abgeneigt, zeigte er sich dennoch tapfer, wenn die Sicherheit des Landes oder die Lage der Umstände ihn das Schwerd zu zükken nöthigten. Beispiele von seiner freien Denkungsart, die sich von seiner Zeitgenossen Vorurteilen ziemlich entfernte, sind eben angeführt worden; und der Schuz, den er nebst seinem Bruder Otto den überall verfolgten und als verworfen angesehnen Juden seit 1297. angedeihen ließ, möchte hiervon wol keins der unbedeutendsten sein. Er gestattete jedem, der zehn Mark oder 140 Thaler im Vermögen hatte, alle bürgerliche Rechte, Freiheiten, Vorzüge so wie sie seine christliche Untertanen genossen, verlangte dafür den sechzehenten Teil von ihrem Habe zur Abgabe, und verpflichtete sie, in gerichtlichen Fällen wie jeder andre, einen Eid, wenn es verlangt würde, und zwar in Deutscher Sprache, abzulegen. Er ward zu Chorin begraben. Von seinen drei Söhnen

nen trat der älteste Otto in den Orden der Tempelherrn und starb 1308. Die jüngern Johann IV. und Waldemar regierten nach ihres Vaters Tode mit ihrem Onkel Otto IV. gemeinschaftlich.

Otto's IV. übrige öffentliche Verrichtungen bis an seinen Tod hin, waren: ein neuer Ländererwerb, Streitigkeiten mit dem Kaiser, und Geschäftigkeit bei einer neuen Kaiserswahl. Die beiden ersten Punkte scheinen für unsre Absicht allein eine besondre Ausführung zu verdienen. Der Markgraf Tiecemann von Thüringen und der Lausiz, hatte schon im Jahre 1301. die Lausiz dem Magdeburgischen Erzbischof für 6000 Mark oder 84000 Thaler zum Verkauf angeboten. Sie wurden nicht eins. Geldmangel und Schulden drükten Tiecemannen so sehr, daß er den Markgrafen Otto IV. und Herrmann dem Langen 1304. die Niederlausiz käuflich überließ. Dies Land fing sich von der schwarzen Elster an, erstrekte sich bis an die Oder, von da bis an die Lubst und den Bober, ferner bis an die Grenze des Landes Bauzen, woron Luccau, Chubin (Guben) Sarau (Sorau) Triebel, Kohebuz (Kotbus) Spremberg, Soommerfeld, Lübbenau, einiger an-

dern nicht zu gedenken, die vornehmsten Städte waren. Seit dem nannten sich die Markgrafen Brandenburg's zugleich: **Markgrafen der Lausiz.**

Mit dem damaligen Kaiser **Albrecht I.** zerfiel **Otto IV.** wegen der Markgrafschaft **Meissen.** **Albrecht** bemächtigte sich wärend der innerlichen Zerrüttungen in Meissen und Thüringen, und den Streitigkeiten zwischen dem Meissenschen Markgrafen **Albrecht** dem Unartigen und seinen eignen Söhnen, dieses Landes; und verpfändete es darauf für 40000 Mark an den Böhmischen König **Wenzel II.** Leztrer lieh sich von Brandenburg eine Summe von 50000 Mark, und überließ ihm dafür Meissen zum Unterpfande. Der Kaiser bezahlte im Jahre 1304. dem Böhmischen Könige seine Schuld, und foderte das versezte Meißnerland zurük. **Wenzel** war aber nicht im Stande, es von den Brandenburgischen Markgrafen einzulösen, und ward durch ihre Ueberredung noch mehr in dem Entschluß bestärkt, es nicht zu thun. **Albrecht** wolte sich nun seine verpfändeten Länder mit gewafneter Hand wieder zueignen: mit einer grossen Macht fiel er in Böhmen ein, drang bis **Kuttenberg** im jezzigen Tschaslauer Kreise vor, muste sich

aber

aber wegen Mangel an Lebensmitteln, wegen einreissenden Krankheiten und dem Einbruch des Winters zurükziehen. Das folgende Jahr sezten die Brandenburgischen Markgrafen **Otto** IV, **Johann** IV, **Herrmann** der Lange und **Waldemar** den Krieg fort, und wurden in die Reichsacht erklärt. Doch der unvermuthete Tod des Königs **Wenzel's** II. machte den Feindseligkeiten ein Ende. Sein Sohn **Wenzel** III. verglich sich mit dem Kaiser, trat ihm Meissen ab, und befriedigte Brandenburg, man weiß nicht recht, wie? worauf Albrecht die Reichsacht aufhob. Bald nach wiederhergestelter Ruhe starb der Markgraf **Johann** IV ohne Kinder zu hinterlassen.

Wichtiger ist der Tod **Otto's** IV. mit dem Pfeile. Er starb 1308, ward zu **Chorin** begraben, und hatte von seiner Gemalin **Hedwig**, einer Holsteinischen Prinzeßin, keine Erben. Er ist als Held, als Staatsmann, als Landesvater, als Kenner und Befördrer der Gelehrsamkeit, als eigner Dichter einer der merkwürdigsten Fürsten unter den Markgrafen des Anhaltischen Hauses. Seine Tapferkeit, die keine Gefahren scheute, seine frohe Laune, die bitter spottete, seine brüderliche Liebe gegen die Seinigen,

seine

seine stete Aufmerksamkeit auf die Erweiterung und Erhaltung seiner Staaten, seine hellere Denkungsart — alles das wird jeder in den bisher von ihm erzälten Thaten gefunden haben. Von seiner Sorge für das inre Wohl seiner Länder, seiner Bemühung, Handlung, Gewerbe und Handtierungen zu befördern, zeigen die volkreichen Städte, der blühende Narungszustand, und die schon einreissende Ueppigkeit. Daß er aber ein Freund der Wissenschaften, ein Gönner der Gelehrten, und selbst ein Liebling der Musen war, muß jedem Bewundrung und Staunen einflössen, der den Geisteszustand und die Lebensart der Geistlichen, des Adels, der Bürger in jenem Jahrhundert kennt. Die Lehrer des Volks waren blinde Führer, waren selbst die unwissendsten, vorurteilvolsten Leute, Feinde der Aufklärung und Kinder der Finsterniß, sahen die Religion nicht als ein Geschenk Gottes an, den Verstand weise, das Herz edel, und die menschliche Glükseligkeit algemein zu machen, sondern betrachteten sie als ein Erwerbungsmittel, ungeheure Schäzze zu häufen, als einen Dekmantel, unter dem sie die schändlichsten Ausschweifungen begehen, jede niedere Lust sättigen, jeder thierischen Leidenschaft ungestraft fröhnen könnten. Mit der Geige in der

Hand

Hand eilte der Pfaffe selbst an den ersten Festtagen in die Schenke, in's Saufgelage, in den Kreis taumelnder Bauren, spielte ihnen zum Tanz auf, und nahm an ihren sittenlosen Freuden Teil. Hier plünderte einer die Schäzze der Kirchen, brach in der Reichern Häuser ein, und raubte gleich dem schamlosesten Böswicht. Dort beging ein andrer ungescheut Ehebruch und Hurerei, erzeugte Bastard auf Bastard, bezahlte seinem Bischof eine Geldbusse, und so war seine Missethat zugleich aus dem Schuldbuche des Ewigen gelöscht. Der Adel glaubte, was die Kirche zu glauben befahl, hielt Kentnisse für Entehrung seiner Würde, und Dumheit für einen Vorzug seines Standes, lag auf den Landstrassen, errichtete Räuberbanden und fiel Wehrlose an, streifte in Andrer Gebiet, und übte sich bloß in Morden, Plündern, Brennen. Der Bürger fülte seinen Kopf mit Wunder- und Mirakelgeschichten an, blieb mit den ersten Gründen aller Kentnisse, dem Lesen und Schreiben unbekannt, überließ die Sorge für seine Seele ganz den Geistlichen, bekümmerte sich nur um das Leibliche, und hofte durch die Fürbitten der Heiligen, durch die Erfüllung der ungereimtesten Zeremonien, und die guten Werke Andrer doch wol den Himmel zu erben.

ben. Wie konnte bei dieser Verdorbenheit aller Stände, bei dieser Sittenlosigkeit der Vornehmern, dieser Fühllosigkeit der Niedern, dieser algemeinen Rohheit und Wildheit, wol die Pflege der Wissenschaften gedeihen, die Ausbreitung nüzlicher Kentnisse befördert werden? Es war unter diesen Umständen gewiß die seltenste Erscheinung, daß Otto IV. der überall verbannten Gelehrsamkeit einen Zufluchtsort an seinem Hofe verschafte, daß er, ausser den Minnesängern oder Liebesdichtern, die noch allein ihr Glük bei andern Fürsten machten, auch Mathematiker, Sternkundige, Kriegsbauverständige, Staatsmänner um sich her versamlete. Auf dem Reichstage zu Erfurt 1290. verkündigte einer seiner Astrologen eine Sonnenfinsterniß vorher, bestimte ihre Dauer, und ward als ein halber Wundersmann verehrt, da sie pünktlich eintraf. Der erste seiner Kriegsbaumeister Gerhard, aus einer adelichen Familie entsprossen, vermehrte nicht blos den Glanz des Markgräflichen Hofes, er verschafte seinem Herrn auch die wichtigsten Vorteile. Man rühmt besonders seine Kunst, Werzeuge zu leichter Eroberung der Festungen und Städte, zu verfertigen. Den grossen Aberglauben dieses verdienstvollen Mannes können wir als einen Beitrag zum

Sit-

Sittengemälde seiner Zeit nicht übergehen. Der Neid fremder Fürsten suchte unserm Markgrafen diesen geschikten Künstler zu rauben. Einstens erschienen vier Männer in Todtenkleidung mit Lichtern in der Hand des Nachts in Gerhard's Schlafzimmer, stellten seine Lebensart als ein Hinderniß der ewigen Seligkeit vor, bestimten ihm seinen Todestag, ermahnten ihn zur Busse und liessen ein Sterbekleid auf seinem Bette liegen, damit er den ganzen Vorfall nicht etwa für einen Traum hielte. Frühmorgens fiel Gerharden das Todtengewand sogleich in die Augen, und erregte ihm einen solchen Schrek, daß er sich's anzog, den Hof verließ, nach Preußen ging und in den Deutschen Ritterorden trat. — Daß Otto aber nicht blos Gönner der Wissenschaften, sondern selbst Pfleger derselben, und Dichter war, ist schon oben gesagt worden. Von seinen noch übrigen Liedern, die Freude und Liebe athmen, führen wir nur einige Proben an. Volständig findet sie der Liebhaber in des Ruedger Manasse Samkung von Minnesingern und in der Mörschelschen Geschichte der Mark Brandenburg. Wir wälen zuvörderst seine Beschreibung des kommenden Maimonats.

Uns

Uns kumt aber (abermals) ein liehter (lichter, heller) Meie,
Der machet manig (manches) Herze fruot (froh)
Er bringet Bluomen mangerleye;
Wer gesach (sahe) in süsser Bluot? (Blüte)
Vogelin Doene (der Vögel Töne) sint mannigvalt;
Wol geloubet (belaubt) stet der Walt
Des wirt vil trurig (trauriges) Herze balt. (muthvoll)

Gefühlvoll spricht der Liebhaber in folgenden Versen:

Frowe Minne wis (Frauen Liebe sei) min Botte allein (meine Bitte, mein Wunsch allein)
Sage der Lieben, die ich von Herzen minne (liebe)
Sie ist, die ich mit ganzen Trůwen (Treue) meine,
Swie (wie) si mir benimt so gar die Sinne,
Si mag mir wol hohe Fröide (Freude) machen;

Wil ir roter Munt mir lieplich lachen,
Seht so muos (muß) mir alles Truren (Trauren) swachen (schwach, vermindert werden)

Ich bin verwunt von zweier Hande Leide (von zweierlei Leiden; so sagt man noch: allerhand)
Merkent (merket, sehet) ob das Fröide mir vertribe:
Es valwent (welken) liehte Bluomen uf (auf, in) der Heide,
So lide (so leide ich auch) Not von einem reinen Wibe (Weibe)
Dů (die) mag mich wol heilen und kranken (krank machen)
Wolte aber sich dů Liebe bas (sehr gut, besser) bedenken
So weis ich, mir mueste Sorge entwenken! (entweichen)

Ich wande (wähnte, glaubte) das (daß) ich iarlang here (hätte)
Ufgegeben (aufgegeben, abgelassen) der Minnen ein Teil

Min

Min Gemuete das was stete; (war ruhig)
Nu hat mich ein groß Unheil
Also minneklich bestanden; (mit mir gekämpfet)
Dů Liebe, dů hat mich in Banden
Gebunden wol an tusent (tausend) Seil'.

Mir beschah (wiederfuhr, geschahe) bi minen Stunden (in allen meinen Stunden, in meinem Leben)
Nie so seneliche (sehnliche, grosse) Not
Ich trage heimliche Wunden,
Die sluog (schlug) ir Munt so rot;
Dů Liebe wont mir in dem Sinne
Mis Herze Trut (meines Herzens Traute) min Keiserinne (meine Kaiserin)
Wirt sie mir nit, (wird sie nicht die Meine) so bin ich tot. (so sterbe ich)

Die jüngere Linie näherte sich ihrer almäligen Erlöschung. In eben dem Jahre 1308. starb der Markgraf Herrmann, dessen

sen ansehnliche Leibesgestalt ihm den Beinamen des Langen zuzog. Zwar hatte er nur wenige Jahre regiert; sich aber doch durch seine Freigebigkeit, seine Herablassung gegen Niedre, seine Geselligkeit gegen Höhere, seine Tapferkeit, algemeine Hochachtung und Liebe erworben. Seine Gemalin Anna, Tochter des Kaisers Albrecht's I. gebahr ihm einige Töchter, — unter denen eine Namens Agnes wegen der Folge dieser Geschichte genannt werden muß, — und einen einzigen Sohn Johann V. den Erlauchten, den lezten Fürsten von der Ottonischen Linie, mit dessen Tode 1317. sie völlig ausstirbt.

Die anfängliche zahlreiche Menge der Anhaltischen Markgrafen war schon sehr vermindert; jezt blühten nicht mehr als noch drei Zweige dieses Hauses: Heinrich II. ohne Land, der sich gewönlich zu Sangerhausen in Thüringen aufhielt, und an der Besorgung der Staatsgeschäfte keinen weitern Anteil nahm; Johann V. der Erlauchte war noch unmündig und stand unter der Vormundschaft Waldemar's; dieser leztre war also jezt als der einzige Herr der gesamten Märkischen Länder anzusehen; und auch nachher, als Johann selbst regierte, war's doch Waldemar, von dem das Schiksal

Schiksal Brandenburg's und der benachbarten Staaten abhing. Er erhob die Mark auf einen so hohen Gipfel der Macht, der äussern und innern Stärke, die sie unter der Herrschaft des Anhaltischen Hauses noch nie gehabt hatte. Klein war zwar sein Körper, aber groß sein Geist, unerschütterlich sein Muth, ohne Grenzen sein Ehrgeiz, prachtliebend seine Seele, und listig genung, um jede Gelegenheit zu Erreichung seiner Absichten benuzzen zu können. Mit diesen Eigenschaften begabt, eroberte er Länder, züchtigte Ungehorsame, und ging unerschrokken einer halben Welt feindlicher Völker entgegen. Seine Thaten sind es vorzüglich und beinahe allein, welche der Geschichtschreiber bis zum Abgange der Anhaltischen Markgrafen zu erzälen hat; unter ihnen zeichnet sich die Eroberung **Pommerellen's** als die erste von Wichtigkeit aus.

Die Ansprüche, welche Brandenburg auf **Pommerellen** machte, und die unglüklichen Versuche, sie durchzusezzen, sind oben erzält worden. Der Polnische König **Wladislav Loktek**, oder der Ellenlange, behauptete sich im Besiz dieses Landes, verlohr es aber hernach durch die Treulosigkeit

des

des Hinterpommerschen Stadthalters, Peter's Svenza. Peter hatte zur Beschüzzung des Landes ansehnliche Summen von seinem eignen Vermögen vorgeschossen. Der Polnische König erfülte seine gerechte Foderung, jene Gelder zu ersezzen, nicht nur nicht, sondern antwortete ihm noch darzu mit dem Stolze eines Despoten. Diese Undankbarkeit erzeugte den rachsüchtigen Entschluß im Stadthalter, die Brandenburgischen Markgrafen nach Pommerellen zu rufen, und ihnen ein Land zu verrathen, worauf sie die gegründetsten Ansprüche machten. Waldemar folgte nebst seinem Mündel Johann, voller Freuden einem Rufe, der seinen Wünschen so ganz entsprach. Jezt erreichten sie ihre Absicht noch nicht. Denn Peter's Anschläge wurden entdekt. Der König Wladislav bemächtigte sich seiner, verwahrte ihn in einem festen Gefängnisse, und schenkte ihm seine Freiheit nicht eher wieder, als bis seine Brüder sich für ihn als Geisseln stelten. Die Brüder bestachen die Wache und entflohen; und Peter, welcher sich von neuem beleidigt zu sein glaubte, beschleunigte seine Rache. Er führte das nun aus, woran er vorher verhindert ward. Er übergab den Brandenburgischen Markgrafen ganz Hinterpommern und die Stadt

Danzig. Das einzige Schloß Danzig blieb in Polnischen Händen, ward durch eine starke Besazzung gedekt, und von einem tapfern Befehlshaber, **Boguß**, verteidigt. Die Brandenburger aber schlossen es eng ein, schnitten ihm alle Zufuhr ab, und brachten es bald in solche Verlegenheit, daß Boguß kein andres, als ein verzweifeltes Mittel zur Rettung übrig sahe. Er wagte es, aus dem Schlosse heimlich mitten durch die Belagerer zum Polnischen Könige zu eilen. Es glükte ihm. Er rieth dem **Wladislav**, die Deutschen Ordensritter aus Preußen zu Hülfe zu rufen. Die zu grosse Gefahr ließ den König hierbei nur an seine jezzige Errettung, nicht aber an die künftigen gefärlichen Folgen dieses Schrittes denken. Er folgte seines Feldherrn Rathe. Die dienstwilligen Ritter nahmen die Einladung gern an, kamen, entsezten das Schloß, vertrieben die Brandenburger, und — warfen sich selbst zu Herrn dieser Gegend auf. Hiermit noch nicht zufrieden, sezten sie ihre Eroberungen weiter fort, bemächtigten sich mehrerer Pläzze, und hatten nichts geringers im Sinne, als die Brandenburgischen Markgrafen aus ganz Pommerellen zu verdrängen. **Waldemar** hielt's nicht für rathsam, sich in einen schwierigen Krieg einzulassen;

er

er verglich sich daher 1310. mit den Rittern, verkaufte ihnen Pommerellen für 10,000 Mark oder 140,000 Thaler und behielt blos den Strich Landes zwischen den Flüssen Leba und Grabo, worin Lauenburg, Bütow, Stolpe und Slawe liegen. Im folgenden Jahre wurde der Vergleich völlig bestätigt; und **Waldemar** auf einer andern Seite in neue Streitigkeiten verwikkelt.

Daß **Waldemar** ein Freund der Pracht, und des äussern Glanzes war, haben wir bei der kurzen Schilderung seines Karakters schon im Algemeinen gesagt. Die Folge der Geschichte führt uns jezt zu einem besondern Beispiele seiner Prachtliebe und des Geschmaks seines Zeitalters überhaupt. Der Dänische König **Erik** VI. hatte im Jahre 1311. die Brandenburgischen Markgrafen zu einer Versamlung nach **Rostok** wegen Beilegung einiger Zwistigkeiten eingeladen. Bei dieser Gelegenheit beschloß er, seinen ganzen königlichen Pomp sehen zu lassen. Er veranstaltete die glänzendsten Feierlichkeiten, an denen **Waldemar** um desto lieber Anteil nahm, da er selbst einen prächtigen Hofstaat unterhielt, und die Reichen und Mächtigen von Adel aus allen Teilen der Welt um sich versamlete. Zwanzig regie-

gierende Fürsten, über 6600 Grafen, Ritter, Edelleute, viele Bischöfe, und eine grosse Anzahl der schönsten Frauenzimmer aus Dännemark, Deutschland, Polen, erschienen auf **Erik's** und **Waldemar's** Ersuchen, ausser einer zahllosen Menge Zuschauer bei Rostok. Aber die Einwohner dieser Stadt fürchteten sich vor einer solchen Schaar bewafneter Leute, und glaubten, die Absicht des Dänischen Königs, unter dessen Schuzze sie standen, wäre, sie völlig zu unterjochen, und mit mehr Lasten zu beschweren. Sie verschlossen ihre Thore, und liessen keinen der ankommenden Herren herein. Die vornehmsten Fürsten beschlossen, die Stadt für diese unanständige Behandlung zu züchtigen. Indessen unterblieben die Lustbarkeiten nicht. Sie lagerten sich vor der Stadt in dem sogenanten Rosengarten, woselbst für den König zwei Gemächer, mit dem feinsten rothen Tuche überzogen, und für die übrigen kostbare Zelte errichtet wurden. **Erik** und **Waldemar** liessen den Haber für die Pferde wie einen Berg auf ofnem Felde aufschütten, und zu aller Gebrauch frei geben; aus zween künstlichen Brunnen flossen Tag und Nacht Wein und Bier, und der Tisch war für jeden gedekt. Am ersten Tage der Feierlichkeiten zog der

Bran=

Brandenburgische Markgraf nebst den Deutschen Fürsten mit frölichem Jauchzen vor Erik's Gemach, und ließ sich von ihm zum Ritter schlagen, welches hernach noch an neunzehn Deutschen Fürsten und achtzig andern Vornehmen von Adel geschahe. Alle diese hundert Ritter bekamen vom Könige einen scharlachnen Mantel, einen mit Grauwerk gefütterten Rok, ein Zelterpferd, und Schild und Schwerdt. Hierauf fingen die Turnierspiele mit Singen, Springen, Ringen an, und Gaukler, Fechter, Wetläufer, Spielleute und Abenteurer aller Art liessen ihre Künste sehen. Diese festlichen Vergnügungen wurden einen ganzen Monat hindurch fortgesezt.

Erik machte nach Endigung dieser Freudenfeste sogleich Anstalt, mit Hülfe seiner Bundesgenossen, an den Rostokern Rache zu nehmen. **Waldemar** konnte ihn nicht sogleich unterstüzzen. Denn seine eigenen Länder foderten seinen Beistand. Der Markgraf von Meissen, **Friedrich** mit der gebissenen Wange war mit seines im Jahre 1307. ermordeten Bruders **Tiecemann's** Veräusserung der Niederlausiz an Brandenburg unzufrieden, suchte dies Land wieder an sein Haus zu bringen, wagte daher jezt einen

nen Einfall in die Mark, eröfnete den Krieg mit Plünderungen, trieb Pferde und Zugvieh fort, und führte viele Menschen in die Gefangenschaft. Kaum näherte sich Waldemar's Macht, als sich Friedrich unverzüglich zurükzog, aber unglüklich genung war, ohnweit Grossenhayn im Meissenschen Kreise, man weiß nicht, ob in einer förmlichen Schlacht, oder bei einem plözlichen Ueberfalle, in Waldemar's Gefangenschaft zu gerathen. Der Meissensche Markgraf muste um desto eher alle ihm vom Sieger vorgelegten Bedingungen eingehen, da es ihm die Erfurter, welche auch in seine Güter eingefallen waren, zur Nothwendigkeit machten, seine Freiheit für jeden Preiß zu erkaufen. Auf Waldemar's Verlangen entsagte er nebst seinem Sohne Friedrich dem Lahmen, allen Ansprüchen auf die Lausiz, und Landsberg; trat die Städte Grossenhayn, Torgau, Freiberg, Rochliz und Döbeln an Brandenburg ab; versprach zum Ersaz der Kriegskosten 32,000 Mark zu zahlen, und seine Tochter Elisabeth mit dem Grafen Albrecht von Anhalt-Köthen, einem Schwestersohne Waldemar's zu verloben. Es fanden sich jedoch noch einige Schwierigkeiten in Absicht der Erfüllung dieses Vergleichs. Der Graf Albrecht von

Köthen

Köthen solte darauf den Markgrafen Friedrich nach Altenburg unter einer ansehnlichen Bedekkung abführen, wo man alle Hindernisse völlig zu heben Willens war. Unterwegens stiessen sie auf Meissensche Truppen, die ihren Herrn befreiten, und dagegen den Köthenschen Grafen gefangen nahmen. Albrecht ward zur Bezahlung eines grossen Lösegeldes gezwungen, und das Eheversprechen aufgehoben. Friedrich mit der gebissenen Wange hielt sich nun nicht mehr verbunden, den Vergleich mit Brandenburg zu halten, brach ihn, in so weit er ihn zu brechen im Stande war, fing zwar neue Unruhen an, konnte aber nicht viel ausrichten, da die Brandenburgischen Truppen die oben genannten Städte nebst Meissen selbst, inne behielten.

Sobald Waldemar die Ruhe seines Landes wieder sicher gestelt hatte, eilte er nach Rostok, um seinem Bundesgenossen dem Könige Erik die versprochene Hülfe zu leisten. Die Dänen belagerten die Stadt schon seit zween Monaten, eroberten sie endlich durch der Brandenburger und der übrigen verbundenen Fürsten Unterstüzzung, foderten 14,000 Mark oder 196,000 Thaler

Straf-

Strafgelder von ihr, und gaben unserm Markgrafen den vierten Teil davon.

Waldemar's ausgebreitete Macht und sein persönliches Ansehn stieg jezt auf einen so hohen Gipfel, daß die grössern Staaten ihn beneideten, und die kleinern seinen Schuz suchten. Das leztre geschahe im Jahre 1314. von den **Stralsundern**, welche mit ihrem Oberherrn, **Wizlav** IV, Fürsten der Insel Rügen, in Uneinigkeit gerathen waren. Die Stadt **Stralsund** ward 1209. von dem Rügischen Fürsten **Jaromar** I. als eine Grenzfestung gegen die Pommern angelegt, gelangte durch die Handlung und die Verbindung mit den Hanseestädten zu grossen Reichtümern, und erhielt von den Rügischen Fürsten, besonders von **Wizlav** II. und III. so viel Freiheiten, Privilegien und Vorrechte, daß sie beinahe einen freien Staat bildete. **Wizlav** IV. wolte jene Rechte einschränken, ihre Freiheiten unterdrükken, und sich zu ihrem unumschränkten Herrn machen. Hierüber brach der Krieg aus; die Stralsunder streiften im Rügischen Gebiete, wütheten mit Feuer und Schwerdt, und **Wizlav** betrug sich im feindlichen Lande nicht besser. Beide sahen sich endlich nach Hülfsgenossen um. Die Stadt Stralsund wandte

sich

sich an den Brandenburgischen Markgraf Waldemar, und den Vorpommerschen Herzog Wratislav V; Wizlav flehte den Beistand seines Lehnsherrn, Erik's VI, Königs von Dännemark, an. Waldemar und Wratislav rükten herbei, eroberten die Rügische Stadt Loyz im Lande Gützkow, von wo aus sie Stralsund gegen eine Belagerung dekken konnten. Der Dänische König schikte eine Flotte zur Unterstüzzung Wizlav's. Bei diesen Zurüstungen und Annäherungen der Truppen blieb es vor jezt. Beide Partheien errichteten zu Brodersdorf zwischen Loyz, Demmin und Dargun einen Vergleich, nach welchem die Stralsunder Wizlav's Oberherrschaft anerkannten und dem Brandenburgischen Bündniß entsagten; wogegen Wizlav, alle ihre Rechte ungekränkt zu lassen, versprach.

Wizlav hielt nicht Wort; kaum war der Friede geschlossen, so brach er ihn schon wieder, und ließ die Stralsunder seine schwere Hand fühlen. Diese nahmen ihre Zuflucht von neuem zu dem Brandenburgischen Markgraf, und ersuchten ihn, den Rügerfürsten zur Haltung der Friedenspunkte zu bewegen. Waldemar übte sogleich das Wiedervergeltungsrecht aus, sezte Gewalt der Gewalt entge-

entgegen, brandschazte im Rügischen Gebiete, und besezte die Städte Tribesees, Grimme und Loyz. Wizlav ward dennoch nicht zu sanftern Gesinnungen gestimt; entschlossen, seine Absichten auf Stralsund durchzusezzen, meldete er dem Dänischen Könige Erik die jezzige unglükliche Lage seiner Sachen, und bat ihn um schleunigen Beistand. Erik verlangte durch seinen Gesandten Olav eine gehörige Genungtuung von Waldemar'n, bekam aber zur Antwort von ihm, daß er gar keine kriegerischen Absichten habe, sondern bloß auf die Aufrechthaltung des Brodersdorfischen Vergleichs dringe. Diese Erklärung befriedigte weder den König, noch seinen Vasallen; beide wolten einen Fürsten demütigen, dessen immer höher steigende Macht ihre und vieler andern Staatenbeherrscher Eifersucht erregte. Sie entwarfen einen Plan, Waldemar'n völlig zu stürzen, und errichteten ein furchtbares Bündniß mit halb Europa, wovon nur die neueste Geschichte ein ähnliches Beispiel aufstellt. Die Könige von Dännemark, Schweden, Norwegen, Polen, Ungern; der Großfürst von Rußland; die Herzoge von Meklenburg, Sachsen-Lauenburg; der Markgraf von Meissen; der Fürst von Rügen; die Grafen von Holstein, Schwerin; der

Erz-

Erzbischof von Magdeburg und noch einige andre schlossen im Jahre 1315. einen festen Bund mit einander, um mit vereinigten Kräften einen einzelnen Fürsten, den Markgrafen Waldemar von Brandenburg zu schwächen.

Hätte Waldemar dieser zahllosen Schaar aufgebrachter Feinde erlegen, wäre er unter dem Gewicht dieser ungeheuren Last zu Boden gesunken; so würde doch schon seine Unerschrokkenheit des Geistes, mit der er sich einer halben Welt furchtbarer Krieger kühn entgegensezt, die schönste Lobrede auf seinen unerschütterlichen Heldenmut sein. Daß er aber anfänglich, nur von dem Pommerschen Herzog Wratislav unterstüzt, jenes Gewitter, das über ihn herzustürzen droht, glüklich auseinander treibt, ist ein klarer Beweiß von seiner äussern und innern Stärke, zeugt noch mehr von seiner Klugheit, Weisheit, und Fähigkeit zu wichtigen Unternehmungen, als von einem blossen Entusiasmus für grosse Thaten. Zu bedauren ist es, daß die Geschichtschreiber keine ganz genauen Nachrichten von einem Kriege liefern, der in seinen Zubereitungen mit jenem in unsern Tagen geführten, wodurch das Andenken des größten aller Könige unsterblich geworden

den ist, die größte Aehnlichkeit hat. Waldemar wartete nicht auf die Annäherung der feindlichen Hauptmacht; er kam ihr zuvor, rükte sogleich in's Meklenburgische ein, erstürmte das Schloß Fürstenhagen, und belagerte Woldek. Hier mißglükte sein Versuch, die Mauren zu untergraben, und die Stadt durch Minen zu erobern. Die Belagerten merkten seine Absicht, gruben ihm entgegen, und leiteten so viel Wasser in die Graben, daß dadurch eine grosse Anzahl der Brandenburgischen Arbeiter ersoff. Die herzueilende Macht der Feinde nöthigte ihn, die Belagerung aufzuheben; einige kleinere Treffen entschieden nichts; beide Heere erhielten sich hier in Unthätigkeit. Auf einer andern Seite zog der Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg eine Menge Truppen zusammen, und schloß Stralsund zu Lande ein, wärend dem sich eine Dänische Flotte zur See näherte. Plözlich wagten die Bürger nebst der Pommerschen Besazzung des Nachts einen Ausfall, richteten eine starke Niederlage unter den Feinden an, nahmen den Herzog Erich nebst mehrern Grossen gefangen, und überlieferten den erstern dem Markgrafen Waldemar, dem er 16,000 Mark für seine Befreiung zahlen muste. Dieses Unfalls ungeachtet sezten die verbun-

denen Fürsten ihre Bemühungen, sich Stralsund's zu bemächtigen, eifrigst fort. Ueber 7000 Mann Dänen rükten an; und eine grosse Anzahl Rüger, Meklenburger, Braunschweiger, Schweden und andrer Völker vereinigten sich mit ihnen. Sie brachten selbst mehrere Brandenburgische Vasallen auf ihre Seite, versprachen ihnen goldne Berge, versicherten sie, nicht eher Frieden zu schliessen, als bis sie mit ihrem Markgrafen wieder ausgesöhnt wären, und verlangten dafür von ihnen, den verbundnen Mächten ihre Schlösser einzuräumen, wenn sie deren als sichrer Zufluchtsörter nöthig haben würden.

Damit **Waldemar** der Stadt **Stralsund** keine Hülfe leisten könnte, spielte ein Teil des feindlichen Heers den Krieg in sein Land. Der Meklenburgische Herzog **Heinrich** IV. führte einen Haufen von 800 Reutern und eine grosse Menge Fußvolk in die Mark, und bezeichnete seine Tritte mit Verderben und Verwüstungen. **Waldemar** eilte, von 500 Reutern begleitet, unverzüglich in seine Länder, stieß bei **Gransee** auf die Feinde, und wagte, ohne erst die Ankunft seines Fußvolkes abzuwarten, sogleich eine Schlacht mit ihnen. Das Treffen war höchst ungleich; aber die festeste Entschlossenheit, zu

siegen

siegen oder zu sterben, ersezte das bei Waldemar's geringem Heer, was ihm an der Anzahl abging. Waldemar gab seinen Kriegern selbst das aufmunterndste Beispiel der Tapferkeit; er floh selbst in das größte Getümmel der Schlacht, verachtete Tod und Gefahren, und kam in solches Gedränge, daß er beinahe das Schlachtopfer seines Heldenmuthes geworden wäre. Zween Meklenburger erstachen sein Pferd unter ihm, rissen ihn herab, und frohlokten schon über die wichtige Beute, als sich der Graf Burchard von Mansfeld mit gezüktem Degen einen Weg zu ihm bahnte, und ihn den Händen seiner Gegner entriß, ungeachtet er dafür selbst in die Gefangenschaft gerieth. Waldemar kämpfte zwar immer noch mit gleicher Herzhaftigkeit, hielt die heftigsten Angriffe der Feinde aus, und brachte mehrere Haufen derselben zum Weichen; da aber stets neue Schaaren derselben, gleich einem durch seine zerrißnen Dämme hereinbrechenden Flusse, herzuströmten, so hielt er's für Klugheit, sich zurük zu ziehen, und der überwiegenden feindlichen Menge das Schlachtfeld zu lassen.

Der Feind hatte Waldemar'n wol besiegt; doch so, daß sein Sieg verderblicher für ihn selbst, als den Markgrafen war.

Sein Verlust an Todten und Gefangnen überwog den, seines Gegners, bei weiten, und seine Absicht, weiter vorzudringen, und auf Brandenburgs Kosten zu kriegen, ward vereitelt. Die Stralsunder wehrten sich mit der heldenmüthigsten Kühnheit, und trieben die Belagerer von ihren Mauren zurük. Der eigne Bruder des Dänischen Königs, **Christoph**, trat nebst mehrern Dänischen Vasallen auf Waldemar's Seite, zog einen Teil des Dänischen Heers an sich, plünderte auf der Insel **Fünen** und eroberte die Festung **Swinborg**. Das sich durchkreuzende Intresse der Verbundnen erzeugte Uneinigkeit und Mißvergnügen unter den vielen Fürsten. Alle diese Ursachen flößten den vereinigten Mächten, besonders dem Könige **Erik**, Friedensgesinnungen ein. Jeder wünschte sich nur, mit Ehren aus der Sache ziehen zu können. Anfangs solten einige Schiedsrichter beider Partheien Klagpunkte untersuchen, und den Ausspruch thun, wer der Störer der Ruhe, und der erste Urheber aller Zwistigkeiten wäre. Ihnen aber kam der Streit so verworren vor, daß sie's nicht zu entscheiden wagten, auf wessen Seite das Recht wäre, und daß sie, um doch etwas zu sagen, den Vorschlag thaten, einer von den Gegnern, **Erik** oder **Walde**-

mar solte seine Unschuld durch einen Reinigungseid beweisen. Natürlich wurden diese Vorschläge nicht erfült. Man ergrif endlich ernstre und wirksamere Masregeln. Vier Bevollmächtigte, Bußo von Dalen, Georg Hasenkopf, Droisek und Heinrich von Blankenburg, von denen Waldemar die beiden leztern erwählt hatte, brachten im Jahre 1317. um Pfingsten einen Friedensschluß zu Brodersdorf zu Stande. Nach diesem begnadigte der König Erik seinen Bruder Christoph, so wie die übrigen abgefalnen Dänen, und Waldemar seine treuloß gewordnen Vasallen. Stralsund behielt seine Rechte und Freiheiten und der Brandenburgische Markgraf versprach sich nicht mehr in ihre etwanigen Streitigkeiten zu mischen. Jede sonstige Zwistigkeit wurde zu aller Zufriedenheit beigelegt; und die ehemalige Freundschaft zwischen Erik und Waldemar'n wieder so sehr hergestelt, daß sie bald darauf ein Schuzbündniß mit einander schlossen, nach welchem sie verabredeten, daß der Markgraf dem Könige im Fall eines entstandnen Krieges vierzig geharnischte Reuter und zehn Schüzzen, der König aber dem Markgrafen funfzig Reuter und zehn Schüzzen, wenn der Krieg an der Böhmischen Grenze, und hundert Reuter und zehn Schüzzen,

zen, wenn er näher an Dännemark geführt würde, zur Hülfe schikken solte.

Waldemar war endlich noch glüklich genung, den Meissenschen Markgrafen Friedrich, mit der gebißnen Wange, zur Beilegung aller Irrungen zu bewegen. Sie kamen noch in eben diesem Jahre darin überein, daß Brandenburg im ungestörten Besizze der Lausiz bleiben; Friedrich's Sohn, Friedrich der Ernsthafte, eine von des Brandenburgischen Markgrafen Johann's V. Schwestern heirathen, und Freiberg nebst Meissen zur Mitgift bekommen; der Bräutigam seiner Verlobten, Döbbeln und Rochliz zum Leibgedinge verschreiben; und daß Brandenburg die Städte Dresden und Hayn behalten solte.

So ward denn jezt die Ruhe in Brandenburg auf allen Seiten wieder hergestelt: aber das war die Ruhe, die vor einem schreklichen Sturme vorhergeht. Die Mark näherte sich mit starken Schritten dem Zeitpunkte, wo sie in das unvermeidlichste Verderben herabstürzen solte. Johann V, der lezte Zweig des Ottonischen Hauses, starb unvermuthet, und wie einige wollen, an beigebrachtem Gifte, den 15. April 1317. Seit

dem Jahre 1314. hatte er selbst die Regierung übernommen, und sich, obwol ein Jüngling, durch seines Verstandes Schärfe, und seines Herzens Güte, den Beinamen des **Erlauchten** erworben. Das verwaisete Land trauerte um ihn mit algemeinem Wehklagen. Alle Städte, Schlösser, Erbgüter der ausgestorbnen Ottonischen Linie fielen nun an die Johannische zurük. Auch diese war schon fast verblüht. Denn **Heinrich** II, mit dem unrichtigen Beinamen: ohne Land, starb ebenfalls um diese Zeit, und hinterließ einen jungen, unmündigen Sohn **Heinrich** III, der nebst **Waldemar'n** noch der einzige übrige Nachkomme der ganzen, ehemals so zahlreichen Markgräflichen Familie vom Askanischen Geschlecht, war. **Waldemar** hatte keine Hofnung, von seiner Gemalin Erben zu bekommen: der einzige Stammhalter des regierenden Hauses war also **Heinrich** III. Waldemar nahm ihn an seinen Hof, pflegte ihn mit der Zärtlichkeit eines Vaters, und der Fürsorge eines Fürsten, der gern das Glük seines Landes auf eine lange Dauer hinaus gründen möchte, konnte aber dennoch dem Verderben nicht wehren, das schon über Brandenburg's Höhen schwebte. Denn er selbst starb im September 1319. nach einer, mit Weisheit, mit

Seelenstärke, mit Glanz, geführten Regierung, und ward zu Chorin begraben.

Noch nie war die Mark auf eine so hohe Stufe der Macht, des Wohlstandes, des Ansehens gestiegen, als unter ihm. Es gehörten ausser den fünf Marken noch ansehliche Stükke von Hinterpommern und Pommerellen, ferner: die Markgrafschaft Lausiz und Landsberg, die Städte: Dresden, Freiberg, Meissen, Torgau, Grossenhayn, Lauchstädt und der Petersberg, einige Güter von Anhalt, die Länder: Sagan, Krossen, Schwiebus, einiges von Meklenburg und Braunschweig, ausser etlichen kleinern Besizzungen, zu dem Brandenburgischen Staate. Waldemar war mit Johann's V. Schwester, Agnes, einer Tochter des Markgrafen Herrmann's des Langen, mit dem er Andergeschwisterkind war, vermält gewesen, hatte aber keine Kinder mit ihr erzeugt. Es wurde nun wol Heinrich III. unter der Vormundschaft des Pommerschen Herzogs Wratislav V. und des Herzogs Rudolph's I. von Sachsen als Markgraf von Brandenburg anerkannt, und im folgenden Jahre vom Kaiser Ludwig vor der gewönlichen Zeit für mündig erkärt;

erklärt; aber sein im September des 1320. Jahrs erfolgter Tod, vollendete die schon angegangne Zerrüttung in der Mark. Die Markgräfliche Familie Anhaltischen Geschlechts, war völlig erloschen. Weltliche und geistliche Fürsten, Nachbarn und Seitenverwandten, Kaiser und Vasallen strebten nach dieser nicht unbedeutenden Erbschaft, rissen Provinzen und Güter an sich und zersplitterten die seit hundert und sechs und siebenzig Jahren nach und nach zusammengebrachten Länder. Der Geist der Unordnung, der Rotten, der Partheien erwachte in den Hizköpfen der Eingebornen, stiftete Banden und Räubergesellschaften, die auch noch unter der neuen endlich festgesezten Regierung des Landes inre Ruhe störten, und der Untertanen Glük untergruben.

Inhalt.

Erster Hauptteil.

Seite.

Aelteste Geschichte der Mark bis auf Albrecht den Bär 1-160.

I. Abschnitt.

Aelteste Bewohner der Mark; Sennonen und Longobarden 3 - 47.

Einleitung 3.

Körperlicher, sittlicher, bürgerlicher und religiöser Zustand der Sennonen und Longobarden 6 - 33.

Beschreibung ihres Körpers 7.
- ihrer Wohnungen 7.
- ihrer Kleidung 8.
- ihrer Speisen 9.
- Erziehung 10.

Sittlicher Karakter überhaupt 11.
- Treue und Ehrlichkeit 11.
- Gastfreundschaft 12.
- Ehe 12.
- Trunk und Spiel 14. 15.
- Feindschaften 15.

Künste und Wissenschaften 16.
- Akkerbau 17.
- Dichtkunst und Musik 18.

Staats-

Seite.

Staatsverfassung 19-26.
Volksversamlungen 19.
Fürsten, Grafen, Schöppen, Herzoge 20.
Volksklassen 21.
Krieg 22.
Fußvolk 24.
Reuterei 24.
Schlachtordnung 25.
Strafen 26.

Religion 27-33.
Gottheiten 27.
Versönungsfest 28.
Verehrung der Hertha 28.
Priester 29.
Lehren von der Unsterblichkeit 31.
Begräbnisse 32.

Geschichte der Sennonen und Longobarden 33-47.
1. Feldzug des Drusus bis an die Elbe 34.
2. Tiberius. Marbod. Herrmann. Drusus der Jüngere 36.
3. Fernere Schiksale der Sennonen 43.
4. Geschichte der Longobarden 44.

II. Abschnitt.

Geschichte der Wenden bis auf die Markgrafen im zehnten Jahrhundert 48-78.
Einleitung 48.

Sit-

Seite.

Sitten, Gewohnheiten, Staatsverfassung und Religion der Wenden 51-69.
Beschreibung ihres Körpers 51.
ihrer Wohnungen und Städte 52.
ihrer Kleidung und Speisen 53.
Sittlicher Karakter überhaupt 54.
Gastfreundschaft 56.
Fehler 58.
Regierungsform 58.
Krole, Supan, Pan 58. 59.
Einzelne Distrikte und Gauen 59.
Kriege 60.
Religion 62-69.
Gottheiten. Wodan 62.
Bilbog. Czernibog 63.
Radegast 64.
Svantewit 65.
Priester 66.
Feste. Todtenfest. Erntefest 67.
Geschichte der Wenden 70-78.
1. Einfall Karl's des Grossen in den Wilzenstaat 71.
2. Einfall der Wilzen in Nordalbingen 74.
Gotfried, König von Südjütland 75.
3. Inre Angelegenheiten 76.
Absezzung des Meligast 76.
Celeadrag 77.
Geschichte der Wenden unter den Karolingischen Königen 77. 78.

III. Ab-

III. Abschnitt.

Seite.

Geschichte der Mark unter den Markgrafen bis auf Albrecht den Bär 79-160.

Einleitung 79.

Ungewisse Markgrafen der Nordmark 81-100.

Siegfried von Ringelheim 81.

Thankmar 84.

Gero 86-100.

Dessen an dreißig Wendischen Grossen verübte Mordthat 87.

Eroberung Brandenburg's 88.

Stiftungsbrief des Bistums zu Brandenburg 90.

Besiegung der Ukermärker 92.

Gero's Tod 99.

Gewisse Markgrafen der Nordmark 100-122.

1. Dietrich 100-105.

Denkungsart dieses Mannes 101.

Empörung der Wenden unter Mistewoi 102.

Dietrich's Absezzung 104.

2. Luther von Walbek 105-111.

Wiedereinnahme Brandenburg's von den Wenden 105.

Luther's Geschäftigkeit bei einer Kaiserwahl 107.

Seines

Seite.
Seines Sohnes erste Liebesgeschichte 108.
3. Werner von Walbek 111-115.
Vergleich mit den Wenden 111.
Werner wird abgesezt 113.
Entführt die Fräulein Reinhilde 114.
4. Bernhard I. 115-116.
5. Bernhard II. 117-120.
Sonderbarer Zweikampf eines Deutschen und eines Wenden 118.
Grausamkeit der Christen gegen die Wenden 119.
6. Wilhelm 120-121.

Markgrafen von Stade und Soltwedel 122-160.
1. Luther oder Udo I. 122.
2. Udo II. 123-131.
Die Markgräfliche Würde wird ihm streitig gemacht 123.
Geschichte des Wendischen Königs Gotschalk's 126-128.
Grausame Regierung des Krukko 128-130.
Udo's Unternehmungen gegen den Kaiser Heinrich IV. 130.
3. Heinrich I. der Lange 131-132.
Schiksal seiner Gemalin Eupraxie 132.
4. Udo III. 133-137.
Kindliche Liebe gegen seinen Vater 133.
Ende der Herrschaft des Krukko 134.

5. Hein-

Seite.
5. Heinrich II. 137-142.
Steht unter seines Oheims Vormundschaft 137-141.
Regiert selbst 142.
6. Udo IV. 142.
Wird abgesezt und erschlagen 143.
Der Kaiser belehnt einen Dänischen Prinzen Knud Laward mit dem Wendenlande 144.
Knud's Verdienste 145.
Wird bei'm Dänischen Könige angeklagt 146.
und meuchelmörderischer Weise ermordet 147.
7. Konrad von Plözkau, Sassenblome 148.
8. Albrecht der Bär oder der Schöne als Markgraf der Nordmark betrachtet 150-160.
Nachrichten von seiner Familie, und Ursachen seiner Beinamen 151.
Bekomt die Markgrafschaft Lausiz 152.
Seine Ansprüche auf das Herzogtum Sachsen 153.
Die Lausiz wird ihm wieder benommen 154.
Seine Aussönung mit dem Kaiser und Belehnung mit der Nordmark 155.
Erhält das Herzogtum Sachsen 157.
Muß es aber wieder abtreten 158.

Unglük-

Seite.

Unglüklicher Versuch, sich der Stadt Bremen wärend eines Jahrmarktes zu bemächtigen 158.
Wird aus allen seinen Ländern verjagt 159.
Bekomt sie durch einen Vergleich zu Frankfurt zurük 160.

Zweeter Hauptteil.

Von Albrecht dem Bär bis auf die Regierung des Hohenzollerischen Hauses.

I. Abschnitt.

Markgrafen Brandenburgs aus dem Anhaltschen Geschlecht 163. 276.

1. Albrecht der Bär, der erste Brandenburgische Markgraf 163-182.
Seine Verdienste überhaupt, so wie seine Fehler 163.
Testament des Wendischen Königs Pribislav 164-166.
Kreuzzug gegen die Wenden an der Ostsee 167. 171.
Albrecht's Streitigkeiten mit Heinrich dem Löwen 172.
Eroberung der Stadt Brandenburg 173.
Aufnahme fremder Ankömlinge 174.
Albrecht's Walfart nach Jerusalem 175.
Ankunft der Johanniterritter in der Mark 176.

Erbau-

Seite.
Erbauung neuer Städte 179.
Deutsche Gesezze: Botding, Lotding, Burding 180.
Albrecht legt die Regierung nieder 182.

2. Otto I. 183-185.
Bekomt das Erzkämmereramt 183.
und die Lehnsherrschaft über Pommern 184.
Stiftet das Kloster Lehnin 185.

3. Otto II. Heinrich I. Albrecht II. 186-198.
Heinrich's Liebe zur Stille und Einsamkeit 186.
Otto schildert seinen Karakter selbst 187.
Seine ersten Kriege 189.
Aendert seinen Entschluß, einen Kreuzzug mitzumachen 189.
Otto und Albrecht übertragen dem Magdeburgischen Erzstift die Lehnsherrschaft über einige ihrer Länder 190.
Otto besiegt die Dänen und bekomt ihren Feldherrn und Bischof Peter gefangen 192.
Unterstüzt den Kaiser Philipp 193.
Albrecht II. regiert allein 194.
Seine Treue gegen den Kaiser Otto und sein Schuz- und Truzbündniß mit ihm 196.
Kauft die Neumark 198.

4. Jo-

Inhalt.

Seite.

4. Johann I. Otto III. der Gütige oder Fromme 199-215.

Vormundschaftliche Regierung ihrer Mutter Mechtild 199.

Die Markgrafen regieren selbst und führen mit Magdeburg einen minder glüklichen Krieg 200.

Doppelter Krieg: auf der einen Seite mit dem Meißenschen Markgrafen wegen Köpenik und Mittenwalde: auf der andern mit den Magdeburgern und Halberstädtern 202-205.

Reise der Gemalin des Johann's, Sophie zu ihren uneinigen Brüdern nach Dännemark 205.

Der Herzog von Stettin trit die Ukermark an Brandenburg ab 206.

Otto III. schlägt die Kaiserwürde aus 207.

Ursprung der sieben Kurfürsten 208.

Merkwürdige Länderteilung der beiden Markgrafen 211.

Otto's Zug nach Preußen und Erbauung der Stadt Brandenburg am frischen Haf 212.

Beider Markgrafen Verdienste 213.

und Aberglauben bei der Verehrung des Wunderblutes zu Zehdenik 214.

5. Lezte

Seite.

5. Lezte Brandenburgische Markgrafen aus dem Anhaltschen Geschlecht 216 - 276.

Regentenfolge derselben 216 - 219.

Erlangte Lehnsherrschaft über Pommerellen und der daselbst geführte Krieg 220 - 222.

Streit wegen der Erzbischofswahl zu Magdeburg 223 - 231.

Otto IV. wird gefangen genommen und in einen Kefig gesperrt 225.

Erlangt durch seines Dieners Buch's Treue seine Freiheit wieder 225.

Ursprung seines Beinamens: mit dem Pfeil 229.

Erich wird Erzbischof 230.

Tod des Markgrafen Johann's II. 232.

Otto's V. Verdienste um Böhmen, vormundschaftliche Regierung und die ihm gemachten Vorwürfe 232 - 236.

Ankaufung der Markgrafschaft Landsberg 237.

Versuch der Markgrafen, das erledigte Pommerellen zu erhalten 237 - 238.

Otto V. stiftet das Kloster zum heiligen Grabe 239.

Standhaftigkeit Konrad's und Otto's IV. bei den von einigen Geistlichen erregten Unruhen 241 - 243.

Tod

Inhalt.

	Seite.
Tod und Karakter Konrad's	244.
Ankaufung der Niederlausitz	245.
Krieg mit dem Kaiser Albrecht I. wegen Meissen	246.
Tod Otto's IV. mit dem Pfeile	247.
Bruchstükke von seinen Gedichten	252-254.
Waldemar's Regierungsantrit und Karakter	255-256.
Eroberung und Verkaufung Pomerellen's	259.
Lustfeste bei Rostok	260.
Krieg mit dem Meissenschen Markgrafen	262.
mit den Rostokern	263.
Waldemar steht den Stralsundern bei	264.
Grosses Bündniß von halb Europa gegen Waldemar'n	266.
Algemeiner Friede zu Brodersdorf	272.
Vergleich Waldemar's mit dem Meissenschen Markgrafen	273.
Tod Johann's V. und Erlöschung der jüngern Linie	273.
Tod Waldemar's und Heinrich's III. und Erlöschung des ganzen Markgräflich Anhaltischen Hauses	276.

Bayerische Staatsbibliothek München

Drukfehler.

S. 9. Z. 6. statt Handwerker lies Handwerke. S. 10. Z. 15. statt ausdaurende l. ausdauernde. S. 11. Z. 27. bieder l. biederer. S. 13. Z. 3. v. u. Friede l. Frieden. S. 37. Z. 2. den Bewohnern l. der Bewohner. S. 80. Z. 1. wendische l. wendischen. S. 85. Z. 21. aus dem Kloster l. dem Kloster. S. 86. Z. 4. flohe l. floh. S. 122. Z. 3. man glaubte sich l. man glaubte. S. 156. Z. 14. algemeinen Murrens l. algemeine Murren. Ebendas. Z. 6. v. u. seine Reichsversamlungen l. Reichsversamlungen. S. 175. Z. 6. machte l. machten. Ebendas. Z. 13. irrige politische l. irrigen politischen. Ebendas. Z. 7. v. u. denen l. deren. S. 183. Z. 13. Erzkammeramts l. Erzkämmereramts. S. 184. Z. 1. Erzkämmerwürde l. Erzkämmererwürde. S. 186. Z. 12. Gordelegen l. Gardelegen. S. 211. Z. 17. Krommen l. Kremmen. S. 213. Z. 4. v. u. den Begräbnisort l. der. S. 219. Z. 15. Otto IV. l. Otto VI. Ebendas. Z. 6. v. u. Markgrafen ihrer l. Markgragrafen, ihrer. S. 220. Z. 4. v. u. den Deutschen Orden l. dem. S. 222. Z. 15. wieder l. wider. S. 234. Z. 20. bis in den Kirchen l. selbst in den Kirchen. S. 240. Z. 4. v. unt. Otto IV. l. Otto VI. S. 242. Z. 2. Befehle an die Geistliche l. gaben den Geistlichen die strengste Befehle. Ebendas. Z. 11. einen Mann l. einem Manne. S. 245. Z. 1. der älteste Otto l. der älteste, Otto. Ebendas. Z. 1. v. unt. Soomerfeld l. Sommerfeld. S. 249. Z. 2. ins Saufgelage l. Saufgelag. S. 252. Z. 6. in l. je. S. 253. Z. 17. kranken l. kränken. S. 156. Z. 4. die sie l. als sie.

Bayerische Staatsbibliothek München

X IV.89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gallus, Gottfried Traugott, 1762-1807

Handbuch der Brandenburgischen Geschichte

Bd.: 1

Züllichau (1789)

Bor. 65 b-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012989-2
VD18 90054717